3 1761 07392006 8

AUS DEUTSCHEM SCHRIFTTUM

320./321. BAND

Goethe

Eine Auswahl von Anna Lorenz

UND DEUTSCHER KULTUR

PT
1892
A2
L67
19--

From the Collection
of the late

JOHN LUCZKIW

Aus deutschem Schrifttum
und deutscher Kultur
Band 320/321

Goethe

Auswahl aus seinen Werken und Briefen

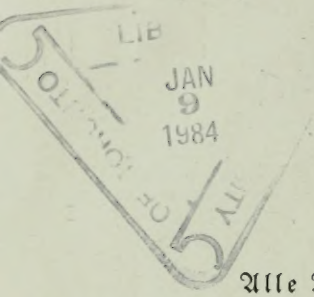
Für die Jugend

von

Anna Lorenz
Lehrerin an der Oberrealschule des Paulsenstifts
Hamburg

Zweite Auflage

Langensalza
Verlag von Julius Beltz
Berlin – Leipzig



PT
1892
A2L67
19--

Alle Rechte vorbehalten

Druck von Julius Beltz in Langensalza

Inhaltsverzeichnis

Seite

Aus „Wilhelm Meisters theatralische" Sendung 5
Aus „Wilhelm Meisters Lehrjahre" 18
Aus „Die Leiden des jungen Werthers" 24
Aus „Die italienische Reise" 31
Schriften und Aufsätze zur Kunst 44
Das Abendmahl von Leonhard da Vinci 44
Briefe von Goethe an seine Schwester Cornelia aus der Studienzeit in Leipzig 1765–68 49
An seine Freundin, die Gräfin Auguste zu Stolberg . . 51
An den Herzog Carl August von Weimar von der italienischen Reise 53
Briefe an Christiane Vulpius während des Feldzuges in Frankreich 1792 55
an Schiller 57
an seinen Freund Zelter nach Schillers Tod 58
an einen jungen Studenten 58
an seinen Sohn August 60
an seinen Freund Knebel 62

Aus Faust: Szene vor dem Tor. 63

Gedichte:
Heidenröslein 68
Der Musensohn 68
Gefunden 69
Das Veilchen 69
Mailied 70
Mit einem gemalten Band 71
Frühzeitiger Frühling 71
Schweizerlied 72
An meine Bäume 72
Ein Gleichnis 73
An den Mond 73
Schäfers Klagelied 74
Mignon aus „Wilhelm Meister" 75
Wanderers Nachtlied 75

Seite

Ein Gleiches 75
Götterlieblinge 76
Wanderlied aus „Wilhelm Meister" 76
Epigramm aus Venedig 76
Der Sänger 77
Der Schatzgräber 79
Erlkönig 80
Der Fischer 82
Der getreue Eckart 83
Der Zauberlehrling 85
Die wandelnde Glocke 87
Die Frösche 88
Hochzeitlied 88
Ballade 91
Gutmann und Gutweib 94
Legende vom Hufeisen 95
Johanna Sebus 98
Mahomets Gesang 100
Gesang der Geister über den Wassern 101
Das Göttliche 101
Meine Göttin 102

Aus „Wilhelm Meisters theatralische Sendung"

Kap. 1 – 8.

Es war einige Tage vor dem Christabend 174.., als Benedikt Meister, Bürger und Handelsmann zu M....., einer mittleren Reichsstadt, aus seinem gewöhnlichen Kränzchen Abends gegen Achte nach Hause ging. Es hatte sich wider die Gewohnheit die Tarokpartie früher geendigt, und es war ihm nicht ganz gelegen, daß er so zeitlich in seine vier Wände zurückkehren sollte.

Er ging langsam und dachte so dem Bürgemeisteramte nach, das er das letzte Jahr geführt hatte, und dem Handel und kleinen Vorteilen, als er eben im Vorbeigehen seiner Mutter Fenster sehr emsig erleuchtet sah. Das alte Weib lebte, nachdem sie ihren Sohn ausgestattet und ihm die Handlung übergeben hatte, in einem kleinen Häuschen zurückgezogen, wo sie nun für sich allein mit einer Magd bei ihren reichlichen Renten sich wohl befand, ihren Kindern und Enkeln mitunter was zu Gute tat, ihnen aber das Beste nach ihrem Tode aufhub, wo sie hoffte, daß sie gescheuter sein sollten, als sie bei ihrem Leben nicht hatte sehen können. Meister war durch einen geheimen Zug nach dem Hause geführt, da ihm, als er angepocht hatte, die Magd hastig und geheimnisvoll die Tür öffnete und ihn zur Treppe hinauf begleitete. Er fand, als er zur Stubentüre hinein trat, seine Mutter an einem großen Tische mit Wegräumen und Zudecken beschäftigt, die ihm auf seinen „Guten Abend" mit einem „Du kommst mir nicht ganz gelegen," antwortete; „weil du nun einmal da bist, so magst du's wissen, da sieh, was ich zurecht mache," sagte sie und hob die Servietten auf, die übers Brett geschlagen waren, und tat zugleich einen Pelzmantel weg, den sie in der Eile übern Tisch gebreitet

hatte, da nun denn der Mann eine Anzahl spannenlanger, artig gekleideter Puppen erblickte, die in schöner Ordnung, die beweglichen Drähte an den Köpfen befestigt, nebeneinander lagen und nur den Geist zu erwarten schienen, der sie aus ihrer Untätigkeit regen sollte. „Was gibt denn das, Mutter?" sagte Meister. „Einen heiligen Christ vor deine Kinder!" antwortete die Alte; „wenn's ihnen soviel Spaß macht als mir, eh' ich sie fertig kriegte, soll mir's lieb sein." Er besah's eine Zeitlang, wie es schien, sorgfältig, um ihr nicht gleich den Verdruß zu machen, als hielte er ihre Arbeit vergeblich. „Liebe Mutter," sagte er endlich, „Kinder sind Kinder, Sie macht sich zu viel zu schaffen, und am Ende seh ich nicht, was es nutzen soll." „Sei nur stille," sagte die Alte, indem sie die Kleider der Puppen, die sich etwas verschoben hatten, zurechtrückte, „laß es nur gut sein, sie werden eine rechte Freude haben, es ist so hergebracht bei mir, und das weißt du auch, und ich lasse nicht davon; wie ihr klein, wart ihr immer drin vergakelt und trugt euch mit euern Spiel- und Naschsachen herum die ganzen Feiertage; euere Kinder sollen's nun auch so wohl haben, ich bin die Großmutter und weiß, was ich zu tun habe." „Ich will Ihr's nicht verderben," sagte Meister, „ich denke nur, was soll den Kindern, daß man's ihnen heut oder morgen gibt; wenn sie was brauchen, so geb' ich's ihnen, was braucht's da heiliger Christ zu sein? Da sind Leute, die lassen ihre Kinder verlumpen und sparen's bis auf den Tag!" „Benedikt," sagte die Alte, „ich habe ihnen die Puppen geputzt und habe ihnen eine Komödie zurechte gemacht, Kinder müssen Komödien haben und Puppen. Es war auch in eurer Jugend so, ihr habt mich um manchen Batzen gebracht, um den Doktor Faust und das Mohrenballet zu sehn; ich weiß nun nicht, was ihr mit euern Kindern wollt, und warum ihnen nicht so gut werden soll wie euch".

„Wer ist denn das?" sagte Meister, indem er eine Puppe aufhub. „Verwirrt mir die Drähte nicht," sagte die Alte, „es ist mehr Mühe, als ihr denkt, bis man's so zusammen kriegt. Seht nur, daß ist König Saul. Ihr müßt nicht denken, daß ich was

umsonst ausgebe; was Läppchen sind, die hab ich all' in meinem Kasten, und das bißchen falsch Silber und Gold, das drauf ist, das kann ich wohl dran wenden". „Die Püppchen sind recht hübsch", sagte Meister. „Das denk ich," lächelte die Alte, „und kosten doch nicht viel. Der alte lahme Bildhauer Merks, der mir Interesse schuldig ist von seinem Häuschen so lang, hat mir Hände, Füße und Gesichter ausschneiden müssen, kein Geld krieg ich doch nicht von ihm und vertreiben kann ich ihn nicht, er sitzt schon seit meinem seligen Mann her und hat immer richtig eingehalten bis zu seiner zwoten Heurat." „Dieser in schwarzem Samt und der goldenen Krone, das ist Saul?" fragte Meister; „wer sind die andern?" „Das solltest du so sehn," sagte die Mutter. „Das hier ist Jonathan, der hat Gelb und Rot, weil er so jung ist und flatterig, und hat einen Turban auf. Der oben ist Samuel, der hat mir am meisten Mühe gemacht mit dem Brustschildchen.[1]) Sieh nur den Leibrock, das ist ein schieler Taft, den ich noch als Jungfer getragen habe." „Gute Nacht," sagte Meister, „es schlägt just Achte." „Sieh nur noch den David!" sagte die Alte, „Ah der ist schön, der ist ganz geschnitzt und hat rote Haare; sieh, wie klein er ist und hübsch." „Wo ist denn nun der Goliath," sagte Meister; „der wird doch nun auch kommen. Der ist noch nicht fertig," sagte die Alte. „Das muß ein Meisterstück werden. Wenn's nur erst alles fertig ist. Das Theater macht mir der Konstabler-Lieutenant fertig, mit seinem Bruder; und hinten zum Tanz, da sind Schäfer und Schäferinnen, Mohren und Mohrinnen, Zwerge und Zwerginnen, es wird recht hübsch werden! Laß es nur gut sein, und sag' zu Hause nichts davon und mach' nur, daß dein Wilhelm nicht hergelaufen kommt; der wird eine rechte Freude haben, denn ich denk's noch, wie ich ihn die letzte Messe in's Puppenspiel schickte, was er mir alles erzählt hat, und wie er's begriffen hat." — „Sie gibt sich zu viel Mühe,

[1]) Brustschildchen des jüdischen Hohenpriesters mit dem Namen der 12 Stämme.

sagte Meister, indem er nach der Türe griff. „Wenn man sich um der Kinder willen keine Mühe gäbe, wie wärt ihr groß geworden?" sagte die Großmutter. Die Magd nahm ein Licht und führt' ihn hinunter. —

Der Christabend nahte heran in seiner vollen Feierlichkeit. Die Kinder liefen den ganzen Tag herum und standen am Fenster in ängstlicher Erwartung, daß es nicht Nacht werden wollte. Endlich rief man sie, und sie traten in die Stube, wo jedem sein wohlerleuchtetes Anteil zu höchstem Erstaunen angewiesen ward. Jeder hatte von dem Seinigen Besitz genommen und war nach einem Zeitlang Angaffen im Begriff, es in eine Ecke und in seine Gewahrsam zu bringen, als ein unerwartetes Schauspiel sich vor ihren Augen auftat. Eine Tür, die aus einem Nebenzimmer hereinging, öffnete sich, allein, nicht wie sonst zum Hin- und Widerlaufen; der Eingang war durch eine unerwartete Festlichkeit ausgefüllt, ein grüner Teppich, der über einem Tisch herabhing, bedeckte fest angeschlossen den untern Teil der Öffnung, von da auf baute sich ein Portal in die Höhe, das mit einem mystischen Vorhang verschlossen war, und was von da auf die Türe noch zu hoch sein mochte, bedeckte ein Stück dunkelgrünes Zeug und beschloß das Ganze. Erst standen sie alle von fern, und wie ihre Neugierde größer wurde, um zu sehen, was Blinkendes sich hinter dem Vorhang verbergen möchte, wies man jedem sein Stühlchen an und gebot ihnen freundlich in Geduld zu warten. Wilhelm war der Einzige, der in ehrerbietiger Entfernung stehen blieb und sich's zwei-, dreimal von seiner Großmutter sagen ließ, bis er auch sein Plätzchen einnahm. So saß nun alles und war still, und mit dem Pfiff rollte der Vorhang in die Höhe und zeigte eine hochrote Aussicht in den Tempel. Der hohe Priester Samuel erschien mit Jonathan, und ihre wechselnden Stimmen vergeisterten ganz ihre kleinen Zuschauer. Endlich trat Saul auf in großer Verlegenheit über die Impertinenz, womit der schwerlötige Kerl ihn und die Seinigen ausgefordert hatte, wie wohl ward's da unserm Wilhelm, der alle Worte abpaßte und bei allem zu-

gegen war, als der zwerggestaltete raupigte Sohn Isai mit seinem Schäferstab und Hirtentasche und Schleuder hervortrat und sprach: „Großmächtigster König und Herr! Es entfalle keinem der Mut um dessentwillen; wenn Ihro Majestät mir erlauben wollen, so will ich hingehen und mit dem gewaltigen Riesen in den Streit treten". Dieser Actus endigte sich. Die übrigen Kleinen waren alle vergakelt, Wilhelm allein erwartete das Folgende und sann drauf; er war unruhig den großen Riesen zu sehn, und wie alles ablaufen würde.

Der Vorhang ging wieder auf. David weihte das Fleisch des Ungeheuers den Vögeln unter dem Himmel und den Tieren auf dem Felde. Der Philister sprach Hohn, stampfte viel mit beiden Füßen, fiel endlich wie ein Klotz und gab der ganzen Sache einen herrlichen Ausschlag. Wie dann nachher die Jungfrauen sungen: Saul hat Tausend geschlagen, David aber Zehntausend, und der Kopf des Riesen vor dem kleinen Überwinder hergetragen wurde und er davor die schöne Königstochter zur Gemahlin kriegte, verdroß es Wilhelm doch bei aller Freude, daß der Glücksprinz so zwergenmäßig gebildet wäre. Denn nach der Idee vom großen Goliath und kleinen David hatte die liebe Großmutter nichts verfehlt, um beide recht charakteristisch zu machen. Die dumpfe Aufmerksamkeit der übrigen Geschwister dauerte ununterbrochen fort, Wilhelm aber geriet in eine Nachdenklichkeit, darüber er das Ballet von Mohren und Mohrinnen, Schäfern und Schäferinnen, Zwergen und Zwerginnen nur wie im Schatten vor sich hingaukeln sah. Der Vorhang fiel zu, die Türe schloß sich, und die ganze Gesellschaft war wie betrunken taumelnd und begierig ins Bett gekommen; nur Wilhelm, der aus Gesellschaft mit mußte, lag allein, dunkel über das Vergangene nachdenkend, unbefriedigt in seinem Vergnügen, voller Hoffnungen, Drang und Ahndung.

Den andern Tag war eben alles wieder verschwunden, der mystische Schleier war aufgehoben, man ging durch diese Türe wieder frei aus einer Stube in die andre, aus der abends vor-

hier so viel Abenteuer geleuchtet hatten. Die übrigen liefen mit ihren Spielsachen auf und ab, Wilhem allein schlich hin und her, als wenn er eine verlorene Liebe suchte, als wenn er's fast unmöglich glaubte, daß da nur zwei Türpfosten sein sollten, wo gestern so viel Zauberei gewesen war.

Wilhelm hatte in seiner Kindlichkeit eine Zeitlang hingelebt, manchmal an jenen glücklichen Weihnachtsabend überhin gedacht, immer gerne Bilder gesehen, Feen- und Heldengeschichten gelesen, als die Großmutter, die doch auch soviel Mühe nicht umsonst wollte gehabt haben, bei dem langüberlegten Besuch einiger Nachbarskinder veranlaßte, daß das Puppenspiel wieder aufgeschlagen und wieder gegeben wurde.

Hatte Wilhelm das erstemal die Freude der Überraschung und des Staunens, so hatte er zum zweiten die Wollust des Aufmerkens und Forschens. Wie das zuginge, war jetzo sein Anliegen. Daß die Puppen nicht selbst redeten, das hatte er sich das erstemal schon gesagt; daß sie sich nicht von selbst bewegten, darüber ließ er sich nicht vexieren; aber warum das alles doch so hübsch war und es doch so aussah, als wenn sie selbst redeten und sich bewegten, warum man so gerne zusah, und wo die Lichter und die Leute sein möchten, das war ihm ein Rätsel, das ihn um so mehr beunruhigte, je mehr er wünschte, zugleich unter den Bezauberten und Zauberern zu sein, zugleich seine Hände verdeckt im Spiel zu haben und als Zuschauer eben die Freude zu genießen, die er und die übrigen Kinder empfingen. Das Stück war bald zu Ende und wieder am Tanz, als er sich listig der Hülle zu nähern suchte. Kaum war der Vorhang gefallen, man war unaufmerksam, und er hörte inwendig am Klappern, daß man mit Aufräumen beschäftigt sei, so hub er den untern Teppich auf und guckte zwischen den Tischbeinen weg. Eine Magd bemerkte es haußen und zog ihn zurück, allein er hatte doch so viel gesehen, daß man Freunde und Feinde, Saul und Goliath Mohren und Zwerge in einen Schiebkasten packte, und das war seiner halbbefriedigten Neugierde frische Nahrung.

Die Kinder haben in einem wohleingerichteten und geordneten Hause eine Empfindung, wie ungefähr Ratten und Mäuse haben mögen, sie sind aufmerksam auf alle Ritzen und Löcher, wo sie zu einem verbotenen Naschwerke gelangen können; sie genießen's mit einer verstohlenen wollüstigen Furcht, und ich glaube, daß dieses ein großer Teil des kindlichen Glücks ist. Wilhelm war vor allen seinen Geschwistern aufmerksam, wenn irgend ein Schlüssel stecken blieb. Je größer die Ehrfurcht war, die er für die verschlossenen Türen in seinem Herzen herumtrug, an denen er Wochen und Monate lang vorbeigehen mußte, und in die er nur manchmal, wenn die Mutter das Heiligtum öffnete, um was heraus zu holen, einen verstohlenen Blick tun durfte, desto schneller war er, einen Augenblick zu benutzen, den ihn die Nachlässigkeit der Wirtschafterin manchmal treffen ließ. Unter allen war, wie man leicht erachten kann, die Türe der Speisekammer diejenige, auf die seine Sinne am schärfsten gerichtet waren. Wenig ahndungsvolle Freuden des Lebens glichen der Empfindung, wenn ihn seine Mutter manchmal herein rufte, um ihr etwas heraus tragen zu helfen, und er dann einige gedörrte Pflaumen entweder ihrer Güte oder seiner List zu danken hatte. Die aufgehäuften Schätze übereinander umfingen seine Einbildungskraft mit ihrer Fülle, und selbst der unangenehme Geruch von so mancherlei Ausdünstungen durcheinander, als da sind: Seife, Licht, Zitronen und mancherlei alte und neue Büchsen, hatte so eine leckere Wirkung auf ihn, daß er niemals versäumte, so oft er in der Nähe war, sich an der eröffneten Atmosphäre auf einige Schritte wenigstens von ferne zu weiden. Dieser merkwürdige Schlüssel blieb einen Sonntag Morgen, da seine Mutter von dem Geläute übereilt ward und das ganze Haus in einer tiefen Sabbatstille lag, stecken. Kaum hatte es Wilhelm bemerkt, als er etlichemal sachte davor auf- und abging, sich endlich still und fein andrängte, die Türe öffnete und sich mit einem Schritt in der Nähe so vieler langgewünschter Glückseligkeit fühlte. Er besah Kästen, Säcke, Schachteln, Gläser mit einem schnellen zweifelnden Blick, was er wählen und nehmen

sollte, griff nach den vielgeliebten dürren Pflaumen, versah sich mit einigen getrockneten Äpfeln und nahm genügsam noch eine eingemachte Pomeranzenschale dazu, mit welcher Beute er seinen Weg wieder rückwärts glitschen wollte, als ihn ein paar nebeneinander stehende Kasten in die Augen fielen, aus deren einem ein paar Drähte, oben mit Häkchen versehen, durch den übel verschlossenen Schieber heraushingen. Ahndungsvoll fiel er darüber her, und mit welcher überirdischen Empfindung entdeckte er, daß darinnen seine Helden- und Freudenwelt aufeinander gepackt sei. Er wollte die obersten aufheben, betrachten, die untersten hervorziehen, allein gar bald verwirrte er die leichten Drähte, kam darüber in Unruh und Bangigkeit, besonders da er die Köchin in der benachbahrten Küche einige Bewegung machen hörte, daß er alles, so gut er konnte, zusammendrückte, seinen Kasten zuschob und nur ein geschriebenes Büchelchen, darin die Komödie von David und Goliath aufgezeichnet war und das obenaufgelegen hatte, zu sich steckte und sich mit dieser Beute leise die Treppe hinauf in eine Dachkammer rettete.

Von der Zeit an wandte er alle verstohlene einsame Stunden darauf, sein Schauspiel hin und wieder zu lesen, es auswendig zu lernen und sich in Gedanken vorzustellen, wie herrlich es sein müßte, wenn er auch die Gestalten dazu mit seinen Fingern beleben könnte; er ward darüber in seinen Gedanken selbst zum David und zum Goliath, spielte beide wechselsweise vor sich allein, und ich kann im Vorbeigehen nicht unbemerkt lassen, was vor einen magischen Eindruck Böden, Ställe und heimliche Gemächer auf die Kinder zu machen pflegen, wo sie, von dem Druck ihrer Lehrer befreit, sich fast ganz allein selbst genießen. An solchen Orten und unter solchen Umständen studierte Wilhelm das Stück ganz in sich hinein, ergriff alle Rollen und lernte sie auswendig, nur daß er sich meist an den Platz der Hauptheldeu zu setzen pflegte und die übrigen nur wie Trabanten so mitlaufen ließ. So lagen ihm die großmütige Reden Davids, mit denen er den übermütigen Riesen Goliath herausforderte, Tag und Nacht im

Sinn, er murmelte sie oft vor sich hin, niemand gab acht darauf, als sein Vater, der es hier und da bemerkte, bei sich selbst das gute Gedächtnis des Knaben pries, der von so wenigem Zuhören so mancherlei habe behalten können.

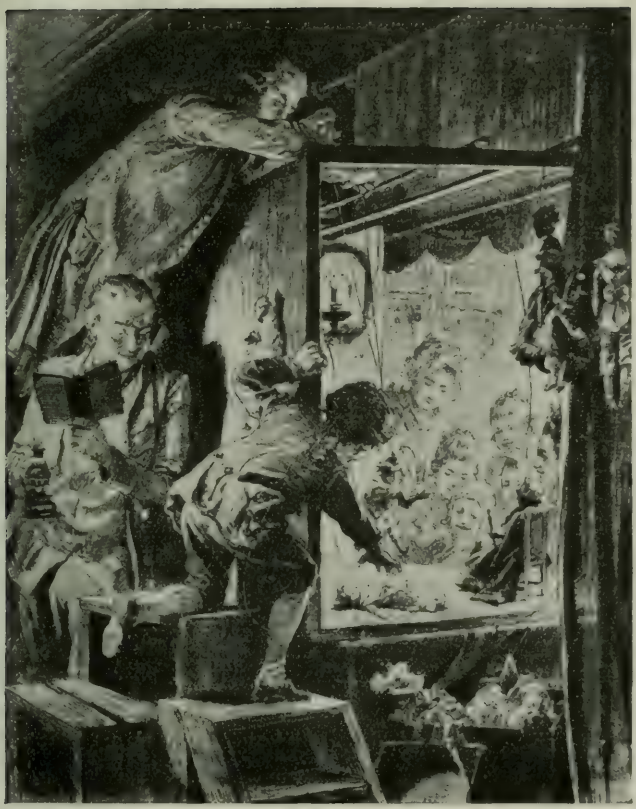
An einem Abend, als die Großmutter ihren Wilhelm zu sich berufen hatte und er in großer Stille bei ihr saß und aus Karten sich mancherlei Gestalten zusammenformte, stellte er endlich auch einen David und Goliath auf und ließ sie gegeneinander gar trefflich perorieren,[1]) da denn am Ende Goliath einen derben Stoß bekam, daß die wächsernen Füße von dem Tische sich lösten und er in seiner Länge da lag. Sein Kopf wurde sogleich vom Rumpfe gesondert, der kleinen Heuschrecke auf einer Stecknadel mit wächsernem Griff in die Hand gegeben, und so weiter ein Dankpsalm angestimmt. Die Alte saß ganz verzaubert, hörte ihrem Enkel mit Erstaunen zu, und wie er fertig war, ging's an ein Loben und Fragen, woher er die Geschicklichkeit habe. Er gestund seiner guten Großmutter, daß er im Besitz des Büchelchens sei, bat sie aber inständig, ihn dabei zu schützen und ihn nicht zu verraten, weil er's gewiß nicht verderben noch verlieren wollte. Die Alte versprach's ihm, und mit dem mündlichen Versprechen tat sie ihm und eigentlich sich selbst noch eins, daß sie den Vater dahin bewegen wolle, seinen Sohn vor irgend einer Kinderversammlung in Gesellschaft des Artillerie-Leutnants das große Drama selbst aufführen zu lassen. Sie verbot also Wilhelm weiter nichts von der Sache zu erwähnen, und machte sich wenige Tage darauf an die Unterhandlung und fand einige Schwierigkeiten. Sie wußte es denn doch so einzurichten, daß man ein paar Kammern, in denen nichts als Schränke stunden, im dritten Stock, dazu hergab, wo in der einen wieder die Zuschauer sitzen, in der andern die Schauspieler sein und die Aussicht des Theaters, wie gewöhnlich, die Öffnung der Türe ausfüllen sollte.

[1]) Mit Ausdruck reden.

Der Alte hatte der Großmutter das alles zu veranstalten erlaubt; er selbst schien nur durch die Finger zu sehen, denn er hatte den Grundsatz, daß man den Kindern nicht müsse merken lassen, wie lieb man sie habe, sie griffen immer zu weit um sich, man müsse bei ihren Freuden ernst erscheinen und sie ihnen manchmal verderben, damit sie nicht in das Übermaß fielen.

Der Artillerie-Lieutenant, der ein Pate der Großmutter war, ward nunmehr beordert das Theater aufzuschlagen und das Übrige zu besorgen. Wilhelm merkte es wohl, da er die Woche verschiedentlich zu ungewöhnlicher Zeit ins Haus kam. Seine Begierde wuchs nur, da er wohl fühlte, daß er vor Sonnabend keinen Teil dran nehmen durfte. Endlich erschien der gewünschte Samstag. Abends 5 Uhr kam der Artillerie-Lieutenant und nahm Wilhelmen mit hinauf. Mit zitternder Freude trat er mit hinein und erblickte auf beiden Seiten des Gestells die herabhängenden Puppen in der Ordnung, wie sie auftreten sollten; er betrachtete sie sorgfältig, stieg auf den Tritt, der ihn über das Theater erhub, daß er über seiner kleinen Welt schwebte; er sah nicht ohne Ehrfurcht zwischen die Brettchen hinunter, weil noch die Erinnerung, welch herrliche Wirkung es von außen tue, und das Gefühl, in welche Geheimnisse er eingeweiht sei, ihn umfaßte. Sie machten einen Versuch, und es ging vortrefflich.

Den andern Tag, da eine Gesellschaft Kinder geladen war, desgleichen, außer daß Wilhelm in dem Feuer der Aktion seinen Jonathan fallen ließ und genötigt war, mit der Hand hinunter zu greifen und ihn zu holen, daß denn die Illusion sehr unterbrach, ein großes Gelächter verursachte und ihn unsäglich kränkte. Auch schien dieser Fehler dem Vater sehr willkommen zu sein, der zwar in sich das größte Vergnügen fühlte, sein Söhnchen so fähig zu sehen, es aber wohlbedächtlich nicht an den Tag gab, nach beendigtem Stück sich gleich an die Fehler hing und sagte, es wäre recht artig gewesen, wenn nur dies oder das nicht versagt hätte. Unsern Prinzen kränkte das innig, er ward traurig für den Abend,



Beim Puppenspiel

Mit Genehmigung von Fr. A. Ackermann, Kunstverlag, München

hatte es aber den folgenden Morgen schon wieder verschlafen und ward in dem Gedanken selig, daß er außer dem Unglück trefflich gespielt habe; und es war dies nicht Eigendünkel, denn er hatte kein Muster vor sich als den Lieutenant, gegen das er sich messen konnte, der zwar in Abwechslung der groben und reinen Stimme ein Ziemliches getan hatte, hergegen aber auch steif und affektiert perorierte, wenn man bei Wilhelmen eine gute, treue, mutige Seele in den Hauptstellen durchsah, wie zum Exempel die Aufforderung Goliaths war, und die Bescheidenheit, womit er nach dem Siege vor dem Könige erschien.

Genug, das Theater blieb aufgeschlagen, und da es nun die hübsche Frühlingszeit war und man ohne Feuer bestehen konnte, lag Wilhelm seine Frei- und Spielstunden in der Kammer und ließ die Puppen wacker durcheinander spielen. Oft lud er seine Geschwister und Kameraden hinauf, öfter noch war er allein. Seine Einbildungskraft und seine Lebhaftigkeit brüteten über der kleinen Welt, die so gar bald eine andere Gestalt gewinnen mußte. Er hatte kaum das erste Stück, wozu das Theater und die Akteurs geschaffen und gestempelt waren, etlichemal aufgeführt, als es ihm keine Freude mehr machte. Er hatte unter den Büchern seines Vaters die „Deutsche Schaubühne" und verschiedene italienisch-deutsche Opern gefunden, in die er sich sehr vertiefte und jedesmal gleich vorne die Personen überrechnete und das Stück aufführte. Da mußte nun König Saul in seinem schwarzen Sammtkleide den Chaumigrem, Cato und Darius spielen, wobei zu bemerken ist, daß die Stücke niemals ganz, sondern meistenteils nur die fünften Akte, wo's an ein Todstechen ging, aufgeführet wurden. Es konnte auch nicht fehlen, daß ihn die Oper mit ihren mannigfaltigen Veränderungen und Abenteuern mehr anzog. Er fand darin: stürmische Meere, Götter, die in Wolken herabkommen, und was ihn vorzüglich glücklich machte, Blitz und Donner. Er half sich da mit Pappe, Farbe und Papier, wußte gar trefflich Nacht zu machen, der Blitz war fürchterlich anzuse-

hen, nur der Donner gelang nicht immer, doch das hatte so viel nicht zu sagen. Auch fand sich in den Opern mehr Gelegenheit, seinen David und Goliath anzubringen, welches im regelmäßigen Drama gar nicht angehen wollte. Er fühlte täglich mehr Anhänglichkeit für das enge Plätzchen, wo er so mannigfaltige Freude genoß, und ich kann nicht unbemerkt lassen, daß der Geruch, den die Puppen aus der Speisekammer an sich gezogen hatten, nicht wenig dazu beitrug. Das Theater war nun in ziemlicher Vollkommenheit, und daß er von Jugend auf ein Geschick gehabt hatte, mit dem Zirkel ein bißchen umzugehen und Pappe auszuschneiden und zu illuminieren, kam ihm jetzt wohl zustatten, und nun tat's ihm desto weher, daß ihn gar oft seine Personen an Ausführung großer Sachen hinderten. Seine Schwestern, die er ihre Puppen aus- und einkleiden sah, erregten in ihm den Gedanken, seinen Helden auch bewegliche Kleider nach und nach zu verschaffen. Man trennte ihnen also die Läppchen vom Leibe, setzte sie so gut man konnte zusammen, sparte sich etwas Geld, kaufte sich neues Band und Flintern, bettelte sich manches Stück Taft zusammen, und schaffte sich nach und nach eine neue Theatergarderobe, wo besonders die Reifröcke für die Damen nicht vergessen waren. Er war nun wirklich für das größte Stück versehen, und man hätte denken sollen, es würde nun erst recht an ein Spielen gehen, aber es ging ihm, wie's den Kindern öfters zu gehen pflegt, sie fassen weite Pläne, machen große Anstalten, auch wohl einige Versuche, und es bleibt alles zusammen liegen. Mit Wilhelmen war's vollkommen so, die größte Freude lag bei ihm nur in der Erfindung und in der Einbildungskraft: dies oder jenes Stück interessierte ihn um irgendeiner Szene willen, er ließ gleich wieder ein neu Kleid dazu machen. Über diese Wirtschaft waren die Kleidungsstücke, die sie ursprünglich anhatten, in Unordnung geraten und verschleppt worden, daß also nicht einmal das erste Stück mehr gut aufgeführt werden konnte. Die Großmutter hütete aus Alter und Schwächlichkeit das Bette, niemand im Haus gab weiter Achtung drauf, so daß in kurzer

Zeit das Theater in große Unordnung geriet. Wilhelm überließ sich seiner Phantasie, probierte ewig, ohne was zustande zu bringen, baute tausend Luftschlösser und spürte nicht, daß er noch einen Grund zum ersten gelegt hatte.

Aus „Wilhelm Meisters Lehrjahre"

Nachdenkend ging Wilhelm nach seinem Zimmer die Treppe hinauf, als ein junges Geschöpf ihm entgegen sprang, das seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Ein kurzes seidnes Westchen mit geschlitzten spanischen Ärmeln, knappe lange Beinkleider mit Puffen standen dem Kinde gar artig. Lange schwarze Haare waren in Locken und Zöpfen um den Kopf gekräuselt und gewunden. Er sah die Gestalt mit Verwunderung an, und konnte nicht mit sich einig werden, ob er sie für einen Knaben oder für ein Mädchen erklären sollte. Doch entschied er sich bald für das letzte, und hielt sie auf, da sie bei ihm vorbei kam, bot ihr einen guten Tag, und fragte sie, wem sie angehöre? ob er schon leicht sehen konnte, daß sie ein Glied der springenden und tanzenden Gesellschaft sein müsse. Mit einem scharfen, schwarzen Seitenblick sah sie ihn an, indem sie sich von ihm losmachte und in die Küche lief, ohne zu antworten.

Wilhelm sah das wunderbare Kind auf der Straße bei andern spielenden Kindern stehn, machte Philinen darauf aufmerksam, die sogleich nach ihrer lebhaften Art dem Kinde rief und winkte, und da es nicht kommen wollte, singend die Treppe hinunter klapperte und es heraufführte. „Hier ist das Rätsel", rief sie, als sie das Kind zur Türe herein zog. Es blieb am Eingange stehen, eben als wenn es gleich wieder hinaus schlüpfen wollte, legte die rechte Hand vor die Brust, die linke vor die Stirn, und bückte sich tief. „Fürchte dich nicht, liebe Kleine", sagte Wilhelm, indem er auf sie losging. Sie sah ihn mit unsicherm Blick an, und trat einige Schritte näher.

„Wie nennest du dich?" fragte er. — „Sie heißen mich Mignon." — „Wie viel Jahre hast du?" — Es hat sie niemand

gezählt." — „Wer war dein Vater?" — „Der große Teufel ist tot." —

„Nun das ist wunderlich genug!" — rief Philine aus. Man fragte sie noch einiges; sie brachte ihre Antworten in einem gebrochenen Deutsch und mit einer sonderbar feierlichen Art vor; dabei legte sie jedesmal die Hände an Brust und Haupt und neigte sich tief.

Wilhelm konnte sie nicht genug ansehen. Seine Augen und sein Herz wurden unwiderstehlich von dem geheimnisvollen Zustande dieses Wesens angezogen. Er schätzte sie zwölf bis dreizehn Jahre; ihr Körper war gut gebaut. Ihre Bildung war nicht regelmäßig, aber auffallend; ihre Stirne geheimnisvoll, ihre Nase außerordentlich schön, und der Mund, ob er schon für ihr Alter zu sehr geschlossen schien, und sie manchmal mit den Lippen nach einer Seite zuckte, noch immer treuherzig und reizend genug. Ihre bräunliche Gesichtsfarbe konnte man durch die Schminke kaum erkennen. Diese Gestalt prägt sich Wilhelm sehr tief ein.

Die Seiltänzer hatten ihre Künste schon zu produzieren angefangen. Auf dem Platze hatten sich viele Zuschauer eingefunden, doch war unsern Freunden, als sie ausstiegen, ein Getümmel merkwürdig, das eine große Anzahl Menschen nach dem Tore des Gasthofes, in welchem Wilhelm eingekehrt war, hingezogen hatte. Wilhelm sprang hinüber, um zu sehen, was es sei, und mit Entsetzen erblickte er, als er sich durchs Volk drängte, den Herrn der Seiltänzergesellschaft, der das interessante Kind bei den Haaren aus dem Hause zu schleppen bemüht war und mit einem Peitschenstiel unbarmherzig auf den kleinen Körper losschlug. Wilhelm fuhr wie ein Blitz auf den Mann zu und faßte ihn bei der Brust. „Laß das Kind los!" schrie er wie ein Rasender, „oder Einer von uns bleibt hier auf der Stelle". Er faßte zugleich den Kerl mit einer Gewalt, die nur der Zorn geben kann, bei der Kehle, daß dieser zu ersticken glaubte, das Kind losließ, und sich gegen den Angreifenden zu verteidigen suchte. Einige Leute, die mit

dem Kinde Mitleiden fühlten, aber Streit nicht anzufangen gewagt hatten, fielen dem Seiltänzer sogleich in die Arme, entwaffneten ihn und drohten ihm mit vielen Schimpfreden. Dieser, der sich jetzt nur auf die Waffen seines Mundes reduziert sah, fing gräßlich zu drohen und zu fluchen an: die faule, unnütze Kreatur wolle ihre Schuldigkeit nicht tun; sie verweigere, den Eiertanz zu tanzen, den er dem Publico versprochen habe; er wolle sie totschlagen, und es solle ihn niemand daran hindern. Er suchte sich loszumachen, um das Kind, das sich unter der Menge verkrochen hatte, aufzusuchen. Wilhelm hielt ihn zurück und rief: „Du sollst nicht eher dieses Geschöpf weder sehen noch berühren, bis du vor Gericht Rechenschaft gibst, wo du es gestohlen hast; ich werde dich aufs äußerste treiben; du sollst mir nicht entgehen." Diese Rede, welche Wilhelm in der Hitze, ohne Gedanken und Absicht aus einem dunklen Gefühl, oder, wenn man will, aus Inspiration (Eingebung) ausgesprochen hatte, brachte den wütenden Menschen auf einmal zur Ruhe. Er rief: „Was hab ich mit der unnützen Kreatur zu schaffen! Zahlen Sie mir, was mich ihre Kleider kosten, und Sie mögen sie behalten; wir wollen diesen Abend noch einig werden." Er eilte darauf, die unterbrochene Vorstellung fortzusetzen und die Unruhe des Publikums durch einige bedeutende Kunststücke zu befriedigen.

Wilhelm suchte nunmehr, da es stille geworden war, nach dem Kinde, das sich aber nirgends fand. Einige wollten es auf dem Boden, andere auf den Dächern der benachbarten Häuser gesehen haben. Nachdem man es allerorte gesucht hatte, mußte man sich beruhigen und abwarten, ob es nicht von selbst herbeikommen wolle.

Nun ging die Unterhandlung mit dem Entrepreneur (Unternehmer) wegen des Kindes an, das unserm Freunde für dreißig Taler überlassen wurde, gegen welche der schwarzbärtige heftige Italiener seine Ansprüche völlig abtrat, von der Herkunft des Kindes aber weiter nichts bekennen wollte, als daß er solches nach dem Tode seines Bruders, den man wegen seiner außerordentlichen

Geschicklichkeit den großen Teufel genannt, zu sich genommen habe.

Der andere Morgen ging meist mit Aufsuchen des Kindes hin. Vergebens durchkroch man alle Winkel des Hauses und der Nachbarschaft; es war verschwunden, und man fürchtete, es möchte in ein Wasser gesprungen sein oder sich sonst ein Leid angetan haben.

Des andern Tages, als die Seiltänzer mit großem Geräusch abgezogen waren, fand sich Mignon sogleich wieder ein und trat hinzu, als Wilhelm und Laertes ihre Fechtübungen auf dem Saale fortsetzten. „Wo hast du gesteckt?" fragte Wilhelm freundlich; „Du hast uns viel Sorge gemacht." Das Kind antwortete nichts und sah ihn an. „Du bist nun unser", rief Laertes, "wir haben dich gekauft." — „Was hast du bezahlt?" fragte das Kind ganz trocken. — „Hundert Dukaten", versetzte Laertes; „wenn du sie wieder gibst, kannst du frei sein." — „Das ist wohl viel?" fragte das Kind. — „O ja, du magst dich nur gut aufführen." — „Ich will dienen," versetzte sie.

Von dem Augenblick an merkte sie genau, was der Kellner den beiden Freunden für Dienst zu leisten hatte, und litt schon des andern Tages nicht mehr, daß er ins Zimmer kam. Sie wollte alles selbst tun, und machte auch ihre Geschäfte zwar langsam und mitunter unbehülflich, doch genau und mit großer Sorgfalt.

Sie stellte sich oft an ein Gefäß mit Wasser, und wusch ihr Gesicht mit so großer Emsigkeit und Heftigkeit, daß sie sich die Backen aufrieb, bis Laertes durch Fragen und Necken erfuhr, daß sie die Schminke von ihren Wangen auf alle Weise los zu werden suche, und über dem Eifer, womit sie es tat, die Röte, die sie durch das Reiben hervorgebracht hatte, für die hartnäckigste Schminke halte. Man bedeutete sie, und sie ließ ab, und nachdem sie wieder zur Ruhe gekommen war, zeigte sich eine schöne braune, obgleich nur von wenigem Rot erhöhte Gesichtsfarbe.

Indessen war Wilhelm Mignons Gestalt und Wesen immer reizender geworden. In allem seinem Tun und Lassen hatte das

Kind etwas Sonderbares. Es ging die Treppe weder auf noch ab, sondern sprang; es stieg auf den Geländern der Gänge weg, und eh man sichs versah, saß es oben auf dem Schranke und blieb eine Weile ruhig. Auch hatte Wilhelm bemerkt, daß es für jeden eine besondere Art von Gruß hatte. Ihn begrüßte sie seit einiger Zeit mit über die Brust geschlagenen Armen. Manche Tage war sie ganz stumm, zu Zeiten antwortete sie mehr auf verschiedene Fragen, immer sonderbar, doch so, daß man nicht unterscheiden konnte, ob es Witz oder Unkenntnis der Sprache war, indem sie ein gebrochenes mit Französisch und Italienisch durchflochtenes Deutsch sprach. In seinem Dienste war das Kind unermüdet und früh mit der Sonne auf; es verlor sich dagegen abends zeitig, schlief in einer Kammer auf der nackten Erde und war durch nichts zu bewegen, ein Bette oder einen Strohsack anzunehmen. Er fand sie oft, daß sie sich wusch. Auch ihre Kleider waren reinlich, obgleich alles fast doppelt und dreifach an ihr geflickt war. Man sagte Wilhelmen auch, daß sie alle Morgen ganz früh in die Messe gehe, wohin er ihr einmal folgte und sie in der Ecke der Kirche mit dem Rosenkranze knien und andächtig beten sah. Sie bemerkte ihn nicht; er ging nach Hause, machte sich vielerlei Gedanken über diese Gestalt und konnte sich bei ihr nichts Bestimmtes denken.

Mignon hatte eines Abends auf Wilhelm gewartet und leuchtete ihm die Treppe hinauf. Als sie das Licht niedergesetzt hatte, bat sie ihn, zu erlauben, daß sie ihm heute Abend mit einem Kunststücke aufwarten dürfe. Er hätte es lieber verbeten, besonders da er nicht wußte, was es werden sollte. Allein er konnte diesem guten Geschöpfe nichts abschlagen. Nach einer kurzen Zeit trat sie wieder herein. Sie trug einen Teppich unter dem Arme, den sie auf der Erde ausbreitete. Wilhelm ließ sie gewähren. Sie brachte darauf vier Lichter, stellte eins auf jeden Zipfel des Teppichs. Ein Körbchen mit Eiern, das sie darauf holte, machte die Absicht deutlicher. Künstlich abgemessen, schritt sie nunmehr auf dem Teppich hin und her und legte in gewissen Maßen die Eier auseinander,

dann rief sie einen Menschen herein, der im Hause aufwartete und die Violine spielte. Er trat mit seinem Instrument in die Ecke; sie verband sich die Augen, gab das Zeichen, und fing zugleich mit der Musik, wie ein aufgezogenes Räderwerk, ihre Bewegungen an, indem sie Takt und Melodie mit dem Schlagen der Kastagnetten begleitete.

Behende, leicht, rasch, genau führte sie den Tanz. Sie trat so scharf und so sicher zwischen die Eier hinein, bei den Eiern nieder, daß man jeden Augenblick dachte, sie müsse eins zertreten oder bei schnellen Wendungen das andre fortschleudern. Mit nichten! Sie berührte keines, ob sie gleich mit allen Arten von Schritten, engen und weiten, ja sogar mit Sprüngen, und zuletzt halb kniend sich durch die Reihen durchwand.

Unaufhaltsam, wie ein Uhrwerk lief sie ihren Weg, und die sonderbare Musik gab dem immer wieder von vorne anfangenden und losrauschenden Tanze bei jeder Wiederholung einen neuen Stoß. Wilhelm war von dem sonderbaren Schauspiele ganz hingerissen; er vergaß seine Sorgen, folgte jeder Bewegung der geliebten Kreatur und war verwundert, wie in diesem Tanze sich ihr Charakter vorzüglich entwickelte.

Streng, scharf, trocken, heftig, und in sanften Stellungen mehr feierlich als angenehm, neigte sie sich. Er empfand, was er schon für Mignon gefühlt in diesem Augenblicke auf einmal. Er sehnte sich, dieses verlassene Wesen an Kindes Statt seinem Herzen einzuverleiben, es in seine Arme zu nehmen und mit der Liebe eines Vaters Freude des Lebens in ihm zu erwecken.

Der Tanz ging zu Ende; sie rollte die Eier mit den Füßen sachte zusammen auf ein Häuflein, ließ keines zurück, beschädigte keines, und stellte sich dazu, indem sie die Binde von den Augen nahm und ihr Kunststück mit einem Bücklinge endigte.

Wilhelm dankte ihr, daß sie ihm den Tanz, den er zu sehen gewünscht, so artig und unvermutet vorgetragen habe. Er streichelte sie und bedauerte, daß sie sichs habe so sauer werden lassen. Er versprach ihr ein neues Kleid, worauf sie heftig antwortete: „Deine

Farbe!" Auch das versprach er ihr, ob er gleich nicht deutlich wußte, was sie darunter meine. Sie nahm die Eier zusammen, den Teppich unter den Arm, fragte, ob er noch etwas zu befehlen habe, und schwang sich zur Türe hinaus.

Aus „Die Leiden des jungen Werthers"

Unsere jungen Leute hatten einen Ball auf dem Lande angestellt, zu dem ich mich denn auch willig finden ließ. Ich bot einem hiesigen guten, schönen, übrigens unbedeutenden Mädchen die Hand, und es wurde ausgemacht, daß ich eine Kutsche nehmen, mit meiner Tänzerin und ihrer Base nach dem Orte der Lustbarkeit hinausfahren, und auf dem Wege Charlotte S . . . mitnehmen sollte. — „Sie werden ein schönes Frauenzimmer kennen lernen," sagte meine Gesellschafterin, da wir durch den weiten schön ausgehauenen Wald nach dem Jagdhause fuhren. „Nehmen Sie sich in acht," versetzte die Base, „daß Sie sich nicht verlieben!" — — „Wieso?" sagt' ich — — „Sie ist schon vergeben, an einen sehr braven Mann," antwortete jene, „der weggereist ist, seine Sachen in Ordnung zu bringen, weil sein Vater gestorben ist, und sich um eine ansehnliche Versorgung zu bewerben." Die Nachricht war mir ziemlich gleichgültig.

Die Sonne war noch eine Viertelstunde vom Gebirge, als wir vor dem Hoftore anfuhren. Es war sehr schwül, und die Frauenzimmer äußerten ihre Besorgnis wegen eines Gewitters, das sich in weißgrauen dumpfichten Wölkchen rings am Horizonte zusammenzuziehen schien. Ich täuschte ihre Furcht mit anmaßlicher Wetterkunde, ob mir gleich selbst zu ahnden anfing, unsere Lustbarkeit werde einen Stoß leiden.

Ich war ausgestiegen, und eine Magd, die ans Tor kam, bat uns, einen Augenblick zu verziehen, Mamsell Lottchen würde gleich kommen. Ich ging durch den Hof nach dem wohlgebauten Hause, und da ich die vorliegende Treppe hinaufgestiegen war und in die Tür trat, fiel mir das reizendste Schauspiel in die Augen,

das ich je gesehen habe. In dem Vorsaale wimmelten sechs Kinder von elf zu zwei Jahren um ein Mädchen von schöner Gestalt, mittlerer Größe, die ein simples weißes Kleid mit blaßroten Schleifen an Arm und Brust anhatte. – Sie hielt ein schwarzes Brot, und schnitt ihren Kleinen rings herum jedem sein Stück nach Proportion ihres Alters und Appetits ab, gab's jedem mit solcher Freundlichkeit, und jedes rufte so ungekünstelt sein: Danke!, indem es mit den kleinen Händchen lange in die Höhe gereicht hatte, ehe es noch abgeschnitten war, und nun mit seinem Abendbrote vergnügt entweder wegsprang, oder nach seinem stillern Charakter gelassen davon ging, nach dem Hoftore zu, um die Fremden und die Kutsche zu sehen, darinnen ihre Lotte wegfahren sollte. – – „Ich bitte um Vergebung," sagte sie, „daß ich Sie herein bemühet und die Frauenzimmer warten lasse. Über dem Anziehen und allerlei Bestellungen fürs Haus in meiner Abwesenheit habe ich vergessen, meinen Kindern ihr Vesperbrot zu geben, und sie wollen von niemandem Brot geschnitten haben als von mir." – – Ich machte ihr ein unbedeutendes Kompliment; meine ganze Seele ruhte auf der Gestalt, dem Tone, dem Betragen, und ich hatte eben Zeit, mich von der Überraschung zu erholen, als sie in die Stube lief, ihre Handschuh und den Fächer zu holen. Die Kleinen sahen mich in einiger Entfernung so von der Seite an, und ich ging auf das Jüngste los, das ein Kind von der glücklichsten Gesichtsbildung war. Es zog sich zurück, als eben Lotte zur Türe herauskam, und sagte: „Louis, gib dem Herrn Vetter eine Hand." Das tat der Knabe sehr freimütig, und ich konnte mich nicht enthalten, ihn ungeachtet seines kleinen Rotznäschens herzlich zu küssen. „Vetter!" sagt' ich, indem ich ihr die Hand reichte, „glauben Sie, daß ich des Glücks wert sei, mit Ihnen verwandt zu sein?" – – „O", sagt' sie mit einem leichtfertigen Lächeln, „unsere Vetterschaft ist sehr weitläufig, und es wäre mir leid, wenn sie der Schlimmste drunter sein sollten." –

Im Gehen gab sie Sophien, der ältesten Schwester nach ihr, einem Mädchen von ungefähr elf Jahren, den Auftrag, wohl auf

die Kinder acht zu haben und den Papa zu grüßen, wenn er vom Spazierritte nach Hause zurückkäme. Den Kleinen, sagte sie, sie sollten ihrer Schwester Sophie folgen, als wenn sies selber wäre, das denn auch einige ausdrücklich versprachen. Eine kleine naseweise Blondine aber von ungefähr sechs Jahren sagte: „Du bists doch nicht, Lottchen; wir haben dich doch lieber." „Die zwei ältesten Knaben waren hinten auf die Kutsche geklettert, und auf mein Vorbitten erlaubte sie ihnen, bis vor den Wald mitzufahren, wenn sie versprächen, sich nicht zu necken und sich recht fest zu halten. Wir hatten uns kaum zurecht gesetzt, die Frauenzimmer sich bewillkommt, wechselsweise über den Anzug, vorzüglich über die Hüte ihre Anmerkungen gemacht, und die Gesellschaft, die man erwartete, gehörig durchgezogen, als Lotte den Kutscher halten und ihre Brüder herabsteigen ließ, die noch einmal ihre Hand zu küssen begehrten, das denn der älteste mit aller Zärtlichkeit, die dem Alter von fünfzehn Jahren eigen sein kann, der andere mit viel Heftigkeit und Leichtsinn tat. Sie ließ die Kleinen noch einmal grüßen, und wir fuhren weiter.

Die zwei Herren Audran, und ein gewißer N. N. — wer behält alle die Namen! — — die der Base und Lottens Tänzer waren, empfingen uns am Schlage, bemächtigten sich ihrer Frauenzimmer, und ich führte die meinige hinauf.

Wir schlangen uns in Menuetts umeinander herum; ich forderte ein Frauenzimmer nach dem andern auf, und just die unleidlichsten konnten nicht dazu kommen, einem die Hand zu reichen und ein Ende zu machen. Lotte und ihr Tänzer fingen einen Englischen an, und wie wohl mirs war, als sie auch in der Reihe die Figur mit uns anfing, magst du fühlen. Tanzen muß man sie sehn! Siehst du, sie ist so mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele dabei, ihr ganzer Körper eine Harmonie, so sorglos, so unbefangen, als wenn das eigentlich alles wäre, als wenn sie sonst nichts dächte, nichts empfände; und in dem Augenblicke gewiß schwindet alles andere vor ihr.

Ich bat sie um den zweiten Contretanz; sie sagte mir den dritten

zu, und mit der liebenswürdigsten Freimütigkeit von der Welt versicherte sie mir, daß sie herzlich gern Deutsch tanze. „Es ist hier so Mode," fuhr sie fort, „daß jedes Paar, das zusammengehört, beim Deutschen zusammenbleibt, und mein Chapeau (Tänzer) walzt schlecht, und dankt mirs, wenn ich ihm die Arbeit erlasse. Ihr Frauenzimmer kann's auch nicht, und mag nicht, und ich habe im Englischen gesehen, daß Sie gut walzen; wenn sie nun mein sein wollen fürs Deutsche, so gehen Sie, und bitten sichs von meinem Herrn aus, und ich will zu Ihrer Dame gehen." — — Ich gab ihr die Hand drauf, und wir machten aus, daß ihr Tänzer inzwischen meine Tänzerin unterhalten sollte.

Nun gings an, und wir ergötzten uns eine Weile an mannigfaltigen Schlingungen der Arme. Mit welchem Reize, mit welcher Flüchtigkeit bewegte sie sich! Und da wir nun gar ans Walzen kamen, und wie die Sphären umeinander herumrollten, gings freilich anfangs, weil's die Wenigsten können, ein bißchen bunt durcheinander. Wir waren klug und ließen sie austoben; und als die Ungeschicktesten den Plan geräumt hatten, fielen wir ein und hielten mit noch einem Paare, mit Audran und seiner Tänzerin, wacker aus.

Wir machten einige Touren gehend im Saale, um zu verschnaufen. Dann setzte sie sich, und die Orangen, die ich bei Seite gebracht hatte, die nun die einzigen noch übrigen waren, und die ich ihr in Schnittchen mit Zucker zur Erfrischung brachte, taten vortreffliche Wirkung, nur daß mir mit jedem Schnittchen, das sie einer unbescheidenen Nachbarin ehrenhalber zuteilte, ein Stich durchs Herz ging.

Beim dritten englischen Tanz waren wir das zweite Paar. Wie wir die Reihe durchtanzten, und ich, weiß Gott, mit wieviel Wonne, an ihrem Arm und Auge hing, das voll vom wahrsten Ausdruck des offensten reinsten Vergnügens war, kommen wir an eine Frau, die mir wegen ihrer liebenswürdigen Miene auf einem nicht mehr ganz jungen Gesichte merkwürdig gewesen war. Sie sieht Lotten lächelnd an, hebt einen drohenden Finger auf, und

nennt den Namen Albert zweimal im Vorbeifliegen mit viel Bedeutung.

„Wer ist Albert," sagte ich zu Lotte, „wenns nicht Vermessenheit ist zu fragen?" Sie war im Begriff zu antworten, als wir uns scheiden mußten, um die große Achte zu machen, und mich dünkte, einiges Nachdenken auf ihrer Stirne zu sehen, als wir so voreinander vorbei kreuzten. — — „Was soll ichs Ihnen leugnen", sagte sie, indem sie mir die Hand zur Promenade bot; „Albert ist ein braver Mensch, dem ich so gut wie verlobt bin." Nun war mir das nichts Neues (denn die Mädchen hatten mirs auf dem Wege gesagt), und war mir doch so ganz neu, weil ich es noch nicht im Verhältnis auf sie, die mir in so wenig Augenblicken so wert geworden war, gedacht hatte. Genug, ich verwirrte mich, vergaß mich, und kam zwischen das unrechte Paar hinein, daß alles drunter und drüber ging, und Lottens ganze Gegenwart und Zerren und Ziehen nötig war, ums schnell wieder in Ordnung zu bringen.

Der Tanz war noch nicht zu Ende, als die Blitze, die wir schon lange am Horizonte leuchten gesehen, und die ich immer für Wetterkühlen ausgegeben hatte, viel stärker zu werden anfingen, und der Donner die Musik überstimmte. Drei Frauenzimmer liefen aus der Reihe, denen ihre Herren folgten; die Unordnung wurde allgemein, und die Musik hörte auf. Es ist natürlich, wenn uns ein Unglück oder etwas Schreckliches im Vergnügen überrascht, daß es stärkere Eindrücke auf uns macht als sonst, teils wegen des Gegensatzes, der sich so lebhaft empfinden läßt, teils und noch mehr, weil unsere Sinnen einmal der Fühlbarkeit geöffnet sind, und also desto schneller einen Eindruck annehmen. Diesen Ursachen muß ich die wunderbaren Grimassen zuschreiben, in die ich mehrere Frauenzimmer ausbrechen sah. Die Klügste setzte sich in eine Ecke mit dem Rücken gegen das Fenster, und hielt die Ohren zu. Eine andere kniete vor ihr nieder und verbarg den Kopf in der ersten Schoß. Eine dritte schob sich zwischen beide hinein und umfaßte ihr Schwesterchen mit tausend Tränen. Einige wollten nach Hause;

andere, die noch weniger wußten, was sie taten, hatten nicht so viel Besinnungskraft, den Keckheiten unserer jungen Schlucker zu steuern, die sehr beschäftigt zu sein schienen, alle die ängstlichen Gebete, die dem Himmel bestimmt waren, von den Lippen der schönen Bedrängten wegzufangen. Einige unserer Herren hatten sich hinab begeben, um ein Pfeifchen in Ruhe zu rauchen, und die übrige Gesellschaft schlug es nicht aus, als die Wirtin auf den klugen Einfall kam, uns ein Zimmer anzuweisen, das Läden und Vorhänge hätte. Kaum waren wir da angelangt, als Lotte beschäftigt war, einen Kreis von Stühlen zu stellen, und, als sich die Gesellschaft auf ihre Bitte gesetzt hatte, den Vortrag zu einem Spiele zu tun.

Ich sah manchen, der in Hoffnung auf ein saftiges Pfand sein Mäulchen spitzte und seine Glieder reckte. — „Wir spielen Zählens", sagte sie. „Nun gebt acht! Ich geh im Kreise herum, von der Rechten zur Linken, und so zählt ihr auch rings herum, jeder die Zahl, die an ihn kommt, und das muß gehen wie ein Lauffeuer, und wer stockt oder sich irrt, kriegt eine Ohrfeige, und so bis tausend." — Nun war das lustig anzusehen. Sie ging mit ausgestreckten Arm im Kreis herum. Eins, fing der Erste an, der Nachbar zwei, drei der Folgende, und so fort. Dann fing sie an, geschwinder zu gehen, immer geschwinder; da versahs einer; Patsch! eine Ohrfeige, und über das Gelächter der Folgende auch Patsch! und immer geschwinder. Ich selbst kriegte zwei Maulschellen, und glaubte, mit innigem Vergnügen zu bemerken, daß sie stärker seien, als sie sie den Übrigen zuzumessen pflegte. Ein allgemeines Gelächter und Geschwärm endigte das Spiel, ehe noch das Tausend ausgezählt war. Die Vertrautesteten zogen einander beiseite, das Gewitter war vorüber, und ich folgte Lotten in den Saal. Unterwegs sagte sie: „Über die Ohrfeigen haben sie Wetter und alles vergessen!" .. Ich konnte ihr nichts antworten. — „Ich war", fuhr sie fort, „eine der Furchtsamsten, und indem ich mich herzhaft stellte, um den anderen Mut zu geben, bin ich mutig geworden". Wir traten ans Fenster. Es donnerte abseitwärts,

und der herrliche Regen säuselte auf das Land, und der erquickendste Wohlgeruch stieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Sie stand auf ihren Ellenbogen gestützt; ihr Blick durchdrang die Gegend, sie sah gen Himmel und auf mich, ich sah ihr Auge tränenvoll, sie legte ihre Hand auf die meinige, und sagte — „Klopstock!" — — Ich erinnerte mich sogleich der herrlichen Ode, die ihr in Gedanken lag, und versank in dem Strome von Empfindungen, den sie in dieser Lösung über mich ausgoß. Ich ertrugs nicht, neigte mich auf ihre Hand, und küßte sie unter den wonnevollsten Tränen, und sah nach ihrem Auge wieder. — Edler! hättest du deine Vergötterung in diesem Blicke gesehn, und möcht ich nun deinen so oft entweihten Namen nie wieder nennen hören.

Am 19. Junius.

Wo ich neulich mit meiner Erzählung geblieben bin, weiß ich nicht mehr; das weiß ich, daß es zwei Uhr des Nachts war, als ich zu Bette kam, und daß, wenn ich dir hätte vorschwatzen können, statt zu schreiben, ich dich vielleicht bis an den Morgen aufgehalten hätte.

Was auf unserer Hereinfahrt vom Balle geschehen ist, habe ich noch nicht erzählt, habe auch heute keinen Tag dazu.

Es war der herrlichste Sonnenaufgang! Der tröpfelnde Wald und das erfrischte Feld umher! Unsere Gesellschafterinnen nickten ein. Sie fragte mich, ob ich nicht auch von der Partie sein wollte? Ihretwegen sollt ich unbekümmert sein. — „So lang ich diese Augen offen sehe," sagt' ich, und sah sie fest an, „so lang hats keine Gefahr." .. Und wir haben beide ausgehalten bis an ihr Tor, da ihr die Magd leise aufmachte, und auf ihr Fragen versicherte, daß Vater und Kleine wohl seien, und alle noch schliefen. Da verließ ich sie mit der Bitte, sie selbigen Tages noch sehen zu dürfen, sie gestand mirs zu, und ich bin gekommen, und seit der Zeit können Sonne, Mond und Sterne geruhig ihre Wirtschaft treiben, ich weiß weder, daß Tag, noch daß Nacht ist, und die ganze Welt verliert sich um mich her.

Aus der italienischen Reise

Gardasee, d. 13. September 1786.

Heute früh um 3 Uhr fuhr ich von Torbole weg, mit zwei Ruderern. Anfangs war der Wind günstig, daß sie die Segel brauchen konnten. Der Morgen war herrlich, zwar wolkig, doch bei der Dämmerung still. Wir fuhren bei Limone vorbei, dessen Berggärten, terrassenweise angelegt und mit Zitronenbäumen bepflanzt, ein reiches und reinliches Ansehen geben. Der ganze Garten besteht aus Reihen von weißen, viereckigen Pfeilern, die in einer gewissen Entfernung voneinander stehen und stufenweise den Berg hinaufrücken. Über diese Pfeiler sind starke Stangen gelegt, um im Winter die dazwischen gepflanzten Bäume zu decken. Das Betrachten und Beschauen dieser angenehmen Gegenstände ward durch eine langsame Fahrt begünstigt, und so waren wir schon am Malcesine vorbei, als der Wind sich völlig umkehrte, seinen gewöhnlichen Tagweg nahm und nach Norden zog. Das Rudern half wenig gegen die übermächtige Gewalt, und so mußten wir im Hafen von Malcesine landen. Es ist der erste venezianische Ort an der Morgenseite des Sees. Wenn man mit dem Wasser zu tun hat, kann man nicht sagen: ich werde heute da oder dort sein. Diesen Aufenthalt will ich so gut als möglich nutzen, besonders das Schloß zu zeichnen, das am Wasser liegt und ein schöner Gegenstand ist. Heute im Vorbeifahren nahm ich eine Skizze davon.

D. 14. September.

Der Gegenwind, der mich gestern in den Hafen von Malcesine trieb, bereitete mir ein gefährliches Abenteuer, welches ich mit gutem Humor überstand und in der Erinnerung lustig finde. Wie ich mir vorgenommen hatte, ging ich morgens beizeiten in das alte Schloß, welches ohne Tore, ohne Verwahrung und Bewachung, jedermann zugänglich ist. Im Schloßhofe setzte ich mich dem alten, auf und in den Felsen gebauten Turm gegenüber; hier hatte ich zum Zeichnen ein sehr bequemes Plätzchen gefunden: neben einer

drei, vier Stufen erhöhten verschlossenen Türe im Türgewände ein verziertes steinernes Sitzchen, wie wir sie wohl bei uns in alten Gebäuden auch noch antreffen.

Ich saß nicht lange, so kamen verschiedene Menschen in den Hof herein, betrachteten mich und gingen hin und wider. Die Menge vermehrte sich, blieb endlich stehen, so daß sie mich zuletzt umgab. Ich bemerkte wohl, daß mein Zeichnen Aufsehen erregt hatte; ich ließ mich aber nicht stören und fuhr ganz gelassen fort. Endlich drängte sich ein Mann zu mir, nicht von dem besten Ansehen, und fragte was ich da mache. Ich erwiderte ihm, daß ich den alten Turm abzeichne, um mir ein Andenken von Malcesine zu erhalten. Er sagte darauf, es sei dies nicht erlaubt, und ich sollte es unterlassen. Da er dieses in gemeiner venezianischer Sprache sagte, so daß ich ihn wirklich kaum verstand, so erwiderte ich ihm, daß ich ihn nicht verstehe. Er ergriff darauf mit wahrer italienischer Gelassenheit mein Blatt, zerriß es, ließ es aber auf der Pappe liegen. Hierauf konnt' ich einen Ton der Unzufriedenheit unter den Umstehenden bemerken, besonders sagte eine ältliche Frau, es sei nicht recht, man solle den Podestà rufen, welcher dergleichen Dinge zu beurteilen wisse. Ich stand auf meinen Stufen, den Rücken gegen die Türe gelehnt, und überschaute das immer sich vermehrende Publikum. Die neugierigen starren Blicke, der gutmütige Ausdruck in den meisten Gesichtern, und was sonst noch alles eine fremde Volksmasse charakterisieren mag, gab mir den lustigsten Eindruck. Ich glaubte das Chor der Vögel[1]) vor mir zu sehen, das ich als Treufreund auf dem Ettersburger Theater oft zum besten gehabt. Dies versetzte mich in die heiterste Stimmung, so daß, als der Podestà mit seinem Aktuarius herankam, ich ihn freimütig begrüßte und auf seine Frage, warum ich ihre Festung abzeichnete, ihm bescheiden erwiderte, daß ich dieses Gemäuer nicht für eine Festung anerkenne. Ich machte ihn und das Volk aufmerksam auf den Verfall dieser Türme und dieser

[1]) „Die Vögel" griechisches Lustspiel.

Mauern, auf den Mangel von Toren, kurz auf die Wehrlosigkeit des ganzen Zustandes, und versicherte, ich habe hier nichts als eine Ruine zu sehen und zu zeichnen gedacht.

Man entgegnete mir: wenn es eine Ruine sei, was denn dran wohl merkwürdig scheinen könne? Ich erwiderte darauf, weil ich Zeit und Gunst zu gewinnen suchte, sehr umständlich, daß sie wüßten, wie viele Reisende nur um der Ruinen willen nach Italien zögen, daß Rom, die Hauptstadt der Welt, von den Barbaren verwüstet, voller Ruinen stehe, welche hundert und aber hundertmal gezeichnet worden, daß nicht alles aus dem Altertum so erhalten sei wie das Amphitheater zu Verona, welches ich denn auch bald zu sehen hoffte.

Der Podestà, welcher vor mir, aber tiefer stand, war ein langer, nicht gerade hagerer Mann von etwa dreißig Jahren. Die stumpfen Züge seines geistlosen Gesichtes stimmten ganz zu der langsamen und trüben Weise, womit er seine Fragen hervorbrachte. Der Aktuarius, kleiner und gewandter, schien sich in einen so neuen und seltenen Fall auch nicht gleich finden zu können. Ich sprach noch manches desgleichen, man schien mich gern zu hören, und indem ich mich an einige wohlwollende Frauengesichter wendete, glaubte ich Beistimmung und Billigung wahrzunehmen.

Als ich jedoch des Amphitheaters zu Verona erwähnte, das man im Lande unter dem Namen Arena kennt, sagte der Aktuarius, der sich unterdessen besonnen hatte, das möge wohl gelten, denn jenes sei ein weltberühmtes römisches Gebäude; an diesen Türmen aber sei nichts Merkwürdiges, als daß es die Grenze zwischen dem Gebiete Venedigs und dem österreichischen Kaiserstaate bezeichne und deshalb nicht ausspioniert werden solle. Ich erklärte mich dagegen weitläufig, daß nicht allein griechische und römische Altertümer, sondern auch die der mittlern Zeit Aufmerksamkeit verdienten. Ihnen sei freilich nicht zu verargen, daß sie an diesem von Jugend auf gekannten Gebäude nicht so viele malerische Schönheiten als ich entdecken könnten. Glücklicherweise setzte die Morgensonne Turm, Felsen und Mauer in das schönste Licht, und ich fing an, ihnen

dieſes Bild mit Enthuſiasmus zu beſchreiben. Weil aber mein Publikum jene belobten Gegenſtände im Rücken hatte und ſich nicht ganz von mir abwenden wollte, ſo drehten ſie auf einmal, jenen Vögeln gleich, die man Wendehälſe nennt, die Köpfe herum, dasjenige mit Augen zu ſchauen, was ich ihren Ohren anpries, ja der Podeſtà ſelbſt kehrte ſich, obgleich mit etwas mehr Anſtand, nach dem beſchriebenen Bilde hin. Dieſe Szene kam mir ſo lächerlich vor, daß mein guter Mut ſich vermehrte und ich ihnen nichts, am wenigſten den Efeu ſchenkte, der Fels und Gemäuer auf das reichſte zu verzieren ſchon Jahrhunderte Zeit gehabt hatte.

Der Aktuarius verſetzte drauf, das laſſe ſich alles hören, aber Kaiſer Joſef ſei ein unruhiger Herr, der gewiß gegen die Republik Venedig noch manches Böſe im Schilde führe, und ich möchte wohl ſein Untertan, ein Abgeordneter ſein, um die Grenzen auszuſpähen.

„Weit entfernt," rief ich aus, „dem Kaiſer anzugehören, darf ich mich wohl rühmen, ſo gut als ihr, Bürger einer Republik zu ſein, welche zwar an Macht und Größe dem erlauchten Staat von Venedig nicht verglichen werden kann, aber doch auch ſich ſelbſt regiert und an Handelstätigkeit, Reichtum und Weisheit ihrer Vorgeſetzten keiner Stadt in Deutſchland nachſteht. Ich bin nämlich von Frankfurt am Main gebürtig, einer Stadt, deren Name und Ruf gewiß bis zu euch gekommen iſt."

„Von Frankfurt am Main!" rief eine hübſche junge Frau: „da könnt Ihr gleich ſehen, Herr Podeſtà, was an dem Fremden iſt, den ich für einen guten Mann halte; laßt den Gregorio rufen, der lange daſelbſt konditioniert hat, der wird am beſten in der Sache entſcheiden können."

Schon hatten ſich die wohlwollenden Geſichter um mich vermehrt, der erſte Widerwärtige war verſchwunden, als nun Gregorio herbeikam, wendete ſich die Sache ganz zu meinem Vorteil. Dieſer war ein Mann etwa in den Funfzigen, ein braunes italieniſches Geſicht, wie man ſie kennt. Er ſprach und betrug ſich als einer, dem etwas Fremdes nicht fremd iſt, erzählte mir ſogleich, daß er bei Bolongaro

in Diensten gestanden und sich freue, durch mich etwas von dieser Familie und von der Stadt zu hören, an die er sich mit Vergnügen erinnere. Glücklicherweise war sein Aufenthalt in meine jüngeren Jahre gefallen, und ich hatte den doppelten Vorteil, ihm genau sagen zu können, wie es zu seiner Zeit gewesen, und was sich nachher verändert habe. Ich erzählte ihm von den sämtlichen italienischen Familien, deren mir keine fremd geblieben; er war sehr vergnügt, manches Einzelne zu hören, zum Beispiel daß der Herr Allesina im Jahr 1774 seine goldene Hochzeit gefeiert, daß darauf eine Medaille geschlagen worden, die ich selbst besitze; er erinnerte sich recht wohl, daß die Gattin dieses reichen Handelsherrn eine geborne Brentano sei. Auch von den Kindern und Enkeln wußte ich ihm zu erzählen, wie sie herangewachsen, versorgt, verheiratet worden und sich in Enkeln vermehrt hätten.

Als ich ihm nun die genaueste Auskunft fast über alles gegeben, um was er mich gefragt, wechselten Heiterkeit und Ernst in den Zügen des Mannes. Er war froh und gerührt; das Volk erheiterte sich immer mehr und konnte unserm Zwiegespräch zuzuhören nicht satt werden, wovon er freilich einen Teil erst in ihren Dialekt übersetzen mußte. Zuletzt sagte er: „Herr Podestà ich bin überzeugt daß dieses ein braver, kunstreicher Mann ist, wohlerzogen, welcher herumreist, sich zu unterrichten. Wir wollen ihn freundlich entlassen, damit er bei seinen Landsleuten Gutes von uns rede und sie aufmuntere, Malcesine zu besuchen, dessen schöne Lage wohl wert ist, von Freunden bewundert zu sein."

Ich verstärkte diese freundlichen Worte durch das Lob der Gegend, der Lage und der Einwohner, die Gerichtspersonen als weise und vorsichtige Männer nicht vergessend.

Dieses alles ward für gut erkannt, und ich erhielt die Erlaubnis, mit Meister Gregorio nach Belieben den Ort und die Gegend zu besehen. Der Wirt, bei dem ich eingekehrt war, gesellte sich nun zu uns und freute sich schon auf die Fremden, welche auch ihm zuströmen würden, wenn die Vorzüge Malcesines erst recht ans Licht kämen. Mit lebhafter Neugierde betrachtete er meine

Kleidungsstücke, besonders aber beneidete er mich um die kleinen Terzerole, die man so bequem in die Tasche stecken konnte. Er pries diejenigen glücklich, die so schöne Gewehre tragen dürften, welches bei ihnen unter den peinlichsten Strafen verboten sei. Diesen freundlich Zudringlichen unterbrach ich einigemal, meinem Befreier mich dankbar zu erweisen.

„Dankt mir nicht," versetzte der brave Mann, „mir seid Ihr nichts schuldig. Verstünde der Podestà sein Handwerk, und wäre der Aktuar nicht der eigennützigste aller Menschen, Ihr wäret nicht so losgekommen. Jener war verlegener als Ihr, und diesem hätte Eure Verhaftung, die Berichte, die Abführung nach Verona auch nicht einen Heller eingetragen. Das hat er geschwind überlegt, und Ihr wart schon befreit, ehe unsere Unterredung zu Ende war."

Gegen Abend holte mich der gute Mann in seinen Weinberg ab, der den See hinabwärts sehr wohl gelegen war. Uns begleitete sein funfzehnjähriger Sohn, der auf die Bäume steigen und mir das beste Obst brechen mußte, indessen der Alte die reifsten Weintrauben aussuchte.

Zwischen diesen beiden weltfremden, wohlwollenden Menschen, in der unendlichen Einsamkeit dieses Erdwinkels ganz allein, fühlte ich denn doch, wenn ich die Abenteuer des Tages überdachte, auf das lebhafteste, welch ein wunderliches Wesen der Mensch ist, daß er dasjenige, was er mit Sicherheit und Bequemlichkeit in guter Gesellschaft genießen könnte, sich oft unbequem und gefährlich macht, bloß aus der Grille, die Welt und ihren Inhalt sich auf eine besondere Weise zuzueignen.

Gegen Mitternacht begleitete mich mein Wirt an die Barke, das Fruchtkörbchen tragend, welches mir Gregorio verehrt hatte, und so schied ich mit günstigem Wind von dem Ufer.

Venedig, d. 8. Oktober.

Ich fuhr heute früh mit meinem Schutzgeist aufs Lido, auf die Erdzunge, welche die Lagune schließt und sie vom Meere absondert. Wir stiegen aus und gingen quer über die Zunge. Ich hörte

ein starkes Geräusch: es war das Meer, und ich sah es bald, es ging hoch gegen das Ufer, indem es sich zurückzog, es war um Mittag, Zeit der Ebbe. So habe ich denn auch das Meer mit Augen gesehen und bin auf der schönen Tenne, die es weichend zurückläßt, ihm nachgegangen. Da hätte ich mir die Kinder gewünscht, um der Muscheln willen; ich habe, selbst kindisch, ihrer genug aufgelesen; doch widme ich sie zu einigem Gebrauch: ich möchte von der Feuchtigkeit des Tintenfisches, die hier so häufig wegfließt, etwas eintrocknen.

Das Meer ist doch ein großer Anblick! Ich will sehen, in einem Fischerkahn eine Fahrt zu tun: die Gondeln wagen sich nicht hinaus.

Am Meer habe ich auch verschiedene Pflanzen gefunden, deren ähnlichen Charakter mir ihre Eigenschaften näher kennen ließ: sie sind alle zugleich mastig und streng, saftig und zäh, und es ist offenbar, daß das alte Salz des Sandbodens, mehr aber die salzige Luft ihnen diese Eigenschaften gibt; sie strotzen von Säften, wie Wasserpflanzen, sie sind fest und zäh, wie Bergpflanzen; wenn ihre Blätterenden eine Neigung zu Stacheln haben, wie Disteln tun, sind sie gewaltig spitz und stark. Ich fand einen solchen Busch Blätter; es schien mir unser unschuldiger Huflattig, hier aber mit scharfen Waffen bewaffnet, und das Blatt wie Leder, so auch die Samenkapseln, die Stiele, alles mastig und fest. Ich bringe Samen mit und eingelegte Blätter (Eryngium maritimum).

Rom, d. 1. November 1786.

Ja, ich bin endlich in dieser Hauptstadt der Welt angelangt Wenn ich sie in guter Begleitung, angeführt von einem recht verständigen Manne, vor funfzehn Jahren gesehn hätte, wollte ich mich glücklich preisen. Sollte ich sie aber allein, mit eignen Augen sehen und besuchen, so ist es gut, daß mir diese Freude so spät zuteil ward.

Uber das Tiroler Gebirge bin ich gleichsam weggeflogen. Verona, Vicenza, Padua, Venedig habe ich gut, Ferrara, Cento, Bologna

Goethe in Italien

Nach einem Gemälde von Joh. Heinrich Tischbein

flüchtig und Florenz kaum gesehen. Die Begierde, nach Rom zu kommen, war so groß, wuchs so sehr mit jedem Augenblicke, daß kein Bleibens mehr war, und ich mich nur drei Stunden in Florenz aufhielt. Nun bin ich hier und ruhig und, wie es scheint, auf mein ganzes Leben beruhigt. Denn es geht, man darf wohl sagen, ein neues Leben an, wenn man das Ganze mit Augen sieht, das man teilweise in- und auswendig kennt. Alle Träume meiner Jugend seh' ich nun lebendig, die ersten Kupferbilder, deren ich mich erinnere — mein Vater hatte die Prospekte von Rom auf einem Vorsaale aufgehängt — seh' ich nun in Wahrheit, und alles, was ich in Gemälden und Zeichnungen, Kupfern und Holzschnitten, in Gips und Kork schon lange gekannt, steht nun beisammen vor mir; wohin ich gehe, finde ich eine Bekanntschaft in der neuen Welt; es ist alles, wie ich mir's dachte, und alles neu. Ebenso kann ich von meinen Beobachtungen, von meinen Ideen sagen. Ich habe keinen ganz neuen Gedanken gehabt, nichts ganz fremd gefunden, aber die alten sind so bestimmt, so lebendig, so zusammenhängend geworden, daß sie für neu gelten können.

Rom, d. 13. Dezember, 1786.

Dieser Brief kommt euch zum neuen Jahre. Alles Glück zum Anfange! vor Ende sehn wir uns wieder, und das wird keine geringe Freude sein. Das vergangene war das wichtigste meines Lebens: ich mag nun sterben oder noch eine Weile dauern, in beiden Fällen war es gut. Jetzt noch ein Wort an die Kleinen.

Den Kindern mögt ihr folgendes lesen oder erzählen. Man merkt den Winter nicht: die Gärten sind mit immergrünen Bäumen bepflanzt, die Sonne scheint hell und warm, Schnee sieht man nur auf den entferntesten Bergen gegen Norden. Die Zitronenbäume, die in den Gärten an den Wänden gepflanzt sind, werden nun nach und nach mit Decken von Rohr überdeckt, die Pomeranzenbäume aber bleiben frei stehen. Es hängen viele Hunderte der schönsten Früchte an so einem Baum, der nicht wie bei uns beschnitten und in einen Kübel gepflanzt ist, sondern in der Erde

frei und froh, in einer Reihe mit seinen Brüdern steht. Man kann sich nichts Lustigeres denken als einen solchen Anblick. Für ein geringes Trinkgeld ißt man deren, so viel man will. Sie sind schon jetzt recht gut, im März werden sie noch besser sein. Neulich waren wir am Meere und ließen ein Fischzug tun; da kamen die wunderlichsten Gestalten zum Vorschein, an Fischen, Krebsen und seltsamen Unformen; auch der Fisch, der dem Berührenden einen elektrischen Schlag gibt.

Rom, d. 29. Dezember, 1786.

In diesem Künstlerwesen (Maler Tischbein) lebt man wie in einem Spiegelzimmer, wo man auch wider Willen sich selbst und andre oft wiederholt sieht. Ich bemerkte wohl, daß Tischbein mich öfters aufmerksam betrachtete; und nun zeigt sich's, daß er mein Portrait zu malen gedenkt. Sein Entwurf ist fertig, er hat die Leinwand schon aufgespannt. Ich soll in Lebensgröße als Reisender, in einen weißen Mantel gehüllt, in freier Luft, auf einem umgestürzten Obelisken sitzend vorgestellt werden, die tief im Hintergrund liegenden Ruinen der Campagna di Roma überschauend. Es gibt ein schönes Bild, nur zu groß für unsere nordischen Wohnungen. Ich werde wohl wieder dort unterkriechen, das Portrait aber wird keinen Platz finden.

Neapel, den 2. März 1787

bestieg ich den Vesuv, obgleich bei trübem Wetter und umwölktem Gipfel. Fahrend gelangt' ich nach Resina, sodann auf einem Maultiere den Berg zwischen Weingärten hinauf; nun zu Fuß über die Lava vom Jahre einundsiebzig, die schon feines, aber festes Moos auf sich erzeugt hatte; dann an der Seite der Lava her. Die Hütte des Einsiedlers blieb mir links auf der Höhe. Ferner den Aschenberg hinauf, welches eine saure Arbeit ist. Zwei Dritteile dieses Gipfels waren mit Wolken bedeckt. Endlich erreichten wir den alten, nun ausgefüllten Krater, fanden die neuen Laven von zwei Monaten, vierzehn Tagen, ja eine schwache von

fünf Tagen schon erkaltet. Wir stiegen über sie an einem erst aufgeworfenen vulkanischen Hügel hinauf, er dampfte aus allen Enden. Der Rauch zog von uns weg, und ich wollte nach dem Krater gehn. Wir waren ungefähr fünfzig Schritte in den Dampf hinein, als er so stark wurde, daß ich kaum meine Schuhe sehen konnte. Das Schnupftuch vorgehalten half nichts, der Führer war mir auch verschwunden, die Tritte auf den ausgeworfenen Lavabröckchen unsicher: ich fand für gut, umzukehren und mir den gewünschten Anblick auf einen heitern Tag und verminderten Rauch zu sparen. Indeß weiß ich doch auch, wie schlecht es sich in solcher Atmosphäre Atem holt.

Übrigens war der Berg ganz still: weder Flamme noch Brausen noch Steinwurf, wie er doch die ganze Zeit her trieb. Ich habe ihn nun rekognosziert, um ihn förmlich, sobald das Wetter gut werden will, zu belagern.

Die Laven, die ich fand, waren mir meist bekannte Gegenstände. Ein Phänomen hab' ich aber entdeckt, das mir sehr merkwürdig schien und das ich näher untersuchen, nach welchem ich mich bei Kennern und Sammlern erkundigen will. Es ist eine tropfsteinförmige Bekleidung einer vulkanischen Esse, die ehemals zugewölbt war, jetzt aber aufgeschlagen ist und aus dem alten, nun ausgefüllten Krater herausragt. Dieses feste, grauliche, tropfsteinförmige Gestein scheint mir durch Sublimation der allerfeinsten vulkanischen Ausdünstungen, ohne Mitwirkung von Feuchtigkeit und ohne Schmelzung, gebildet worden zu sein; es gibt zu weitern Gedanken Gelegenheit.

Heute, den 3. März, ist der Himmel bedeckt, und ein Scirocco weht; zum Posttage gutes Wetter.

Sehr gemischte Menschen, schöne Pferde und wunderliche Fische habe ich hier übrigens schon genug gesehn.

Von der Lage der Stadt und ihren Herrlichkeiten, die so oft beschrieben und belobt sind, kein Wort. Vedi Napoli e poi mori! sagen sie hier. Siehe Neapel und stirb!

Sizilien 1787

Palermo, Dienstag, den 17. April.

Es ist ein wahres Unglück, wenn man von vielerlei Geistern verfolgt und versucht wird! Heute früh ging ich mit dem festen ruhigen Vorsatz, meine dichterischen Träume fortzusetzen, nach dem öffentlichen Garten; allein eh' ich mich's versah, erhaschte mich ein anderes Gespenst, das mir schon diese Tage nachgeschlichen. Die vielen Pflanzen, die ich sonst nur in Kübeln und Töpfen, ja die größte Zeit des Jahres nur hinter Glasfenstern zu sehen gewohnt war, stehen hier froh und frisch unter freiem Himmel, und indem sie ihre Bestimmung vollkommen erfüllen, werden sie uns deutlicher. Im Angesicht so vielerlei neuen und erneuten Gebildes fiel mir die alte Grille wieder ein, ob ich nicht unter dieser Schar die Urpflanze entdecken könnte. Eine solche muß es denn doch geben! Woran würde ich sonst erkennen, daß dieses oder jenes Gebilde eine Pflanze sei, wenn sie nicht alle nach einem Muster gebildet wären?

Ich bemühte mich, zu untersuchen, worin denn die vielen abweichenden Gestalten voneinander unterschieden seien. Und ich fand sie immer mehr ähnlich als verschieden, und wollte ich meine botanische Terminologie anbringen, so ging das wohl, aber es fruchtete nicht, es machte mich unruhig, ohne daß es mir weiter half. Gestört war mein guter poetischer Vorsatz; der Garten des Alkinous[1]) war verschwunden, ein Weltgarten hatte sich aufgetan. Warum sind wir Neueren doch so zerstreut, warum gereizt zu Forderungen, die wir nicht erreichen noch erfüllen können!

Girgenti, Donnerstag, den 26. April.

Die Puffbohnen zu pflanzen, verfahren sie folgendermaßen: sie machen in gehöriger Weite voneinander Löcher in die Erde, darein tun sie eine Handvoll Mist, sie erwarten Regen, und dann stecken sie die Bohnen. Das Bohnenstroh verbrennen sie, mit der daraus entstehenden Asche waschen sie die Leinewand. Sie bedienen sich

[1]) Goethe arbeitete an einem Drama „Nausikaa". Alkinous, der Vater der Nausikaa.

keiner Seife. Auch die äußern Mandelschalen verbrennen sie und bedienen sich derselben statt Soda. Erst waschen sie die Wäsche mit Wasser und dann mit solcher Lauge.

Die Folge ihres Fruchtbaues ist: Bohnen, Weizen, Tumenia; das vierte Jahr lassen sie es zur Wiese liegen. Unter Bohnen werden hier die Puffbohnen verstanden. Ihr Weizen ist unendlich schön. Tumenia, deren Namen sich von Bimenia oder Trimenia herschreiben soll, ist eine herrliche Gabe der Ceres; es ist eine Art von Samenkorn, das in drei Monaten reif wird. Sie säen es vom ersten Januar bis zum Juni, wo es denn immer zur bestimmten Zeit reif ist. Sie braucht nicht viel Regen, aber starke Wärme; anfangs hat sie ein sehr zartes Blatt, aber sie wächst dem Weizen nach und macht sich zuletzt sehr stark. Das Korn säen sie im Oktober und November, es reift im Juni. Die im November gesäte Gerste ist den ersten Juni reif; an der Küste schneller, in Gebirgen langsamer.

Der Lein ist schon reif. Der Akanth hat seine prächtigen Blätter entfaltet. Salsola fructiosa wächst üppig.

Auf unbebauten Hügeln wächst reichlicher Esparsett. Er wird teilweise verpachtet und bündelweis in die Stadt gebracht. Ebenso verkaufen sie bündelweis den Hafer, den sie aus dem Weizen ausjäten.

Sie machen artige Einteilungen mit Rändchen in dem Erdreich, wo sie Kohl pflanzen wollen, zum Behuf der Bewässerung.

An den Feigen waren alle Blätter heraus, und die Früchte hatten angesetzt. Sie werden zu Johanni reif, dann setzt der Baum noch einmal an. Die Mandeln hingen sehr voll; ein gestutzter Karubenbaum trug unendliche Schoten. Die Trauben zum Essen werden an Lauben gezogen, durch hohe Pfeiler unterstützt. Melonen legen sie im März, die im Juni reifen. In den Ruinen des Jupitertempels wachsen sie munter ohne eine Spur von Feuchtigkeit.

Der Vetturin aß mit größtem Appetit rohe Artischocken und Kohlrabi; freilich muß man gestehen, daß sie viel zarter und saftiger sind als bei uns. Wenn man durch Acker kommt, so lassen die Bauern zum Beispiel junge Puffbohnen essen, soviel man will.

Schriften und Aufsätze zur Kunst

Das Abendmahl

Von Leonhard da Vinci

Wir wenden uns nunmehr gegen das eigentliche Ziel unsere Bemühung, zu dem Abendmahl, welches im Kloster „alle Grazie" zu Mailand auf die Wand gemalt war. Möchten unsere Leser Morghens Kupferstich vor sich nehmen, welcher hinreicht, uns sowohl über das Ganze als wie das Einzelne zu verständigen.

Die Stelle, wo das Bild gemalt ist, wird allervörderst in Betrachtung gezogen; denn hier tut sich die Weisheit des Künstlers in ihrem Brennpunkte vollkommen hervor. Konnte für ein Refektorium etwas schicklicher und edler ausgedacht werden als ein Scheidemahl, das der ganzen Welt für alle Zeiten als heilig gelten sollte?

Als Reisende haben wir dieses Speisezimmer vor manchen Jahren noch unzerstört gesehen. Dem Eingang an der schmalen Seite gegenüber im Grunde des Saales stand die Tafel des Priors, zu beiden Seiten die Mönchstische, sämtliche auf einer Stufe vom Boden erhöht; und nun, wenn der Hereintretende sich umkehrte, sah er an der vierten Wand über den nicht allzu hohen Türen den vierten Tisch gemalt, an demselben Christus und seine Jünger, eben als wenn sie zur Gesellschaft gehörten. Es muß zur Speisestunde ein bedeutender Anblick gewesen sein, wenn die Tische des Priors und Christi als zwei Gegenbilder aufeinander blickten und die Mönche an ihren Tafeln sich dazwischen eingeschlossen fanden. Und eben deshalb mußte die Weisheit des Malers die vorhandenen Mönchstische zum Vorbilde nehmen.

Abendmahl von Leonhard da Vinci

Nach einer Aufnahme der Photographischen Gesellschaft, Berlin

Auch ist gewiß das Tischtuch mit seinen gequetschten Falten, gemusterten Streifen und aufgeknüpften Zipfeln aus der Waschkammer des Klosters genommen, Schüsseln, Teller, Becher und sonstiges Geräte gleichfalls denjenigen nachgeahmt, deren sich die Mönche bedienten.

Hier war also keineswegs die Rede von Annäherung an ein unsicheres, veraltetes Kostüm. Höchst ungeschickt wäre es gewesen, an diesem Orte die heilige Gesellschaft auf Polster auszustrecken. Nein, sie sollte der Gegenwart angenähert werden, Christus sollte sein Abendmahl bei den Dominikanern zu Mailand einnehmen. Auch in manchem andern Betracht mußte das Bild große Wirkung tun. Ungefähr zehn Fuß über der Erde nehmen die dreizehn Figuren, sämtlich etwa anderthalbmal die Lebensgröße gebildet, den Raum von achtundzwanzig Pariser Fuß der Länge nach ein. Nur zwei derselben sieht man ganz an den entgegengesetzten Enden der Tafel, die übrigen sind Halbfiguren, und auch hier fand der Künstler in der Notwendigkeit seinen Vorteil.

Jeder sittliche Teil des Ausdruck gehört nur dem obern Teil des Körpers an, und die Füße sind in solchen Fällen überall im Wege; der Künstler schuf sich hier elf Halbfiguren, deren Schoß und Knie von Tisch und Tischtuch bedeckt wird, unten aber die Füße im bescheidenen Dämmerlicht kaum bemerklich sein sollten. Nun versetze man sich an Ort und Stelle, denke sich die sittliche äußere Ruhe, die in einem solchen mönchischen Speisezimmer obwaltet, und bewundere den Künstler, der seinem Bilde kräftige Erschütterung, leidenschaftliche Bewegung einhaucht und indem er sein Kunstwerk möglichst an die Natur herangebracht hat, es alsobald mit der nächsten Wirklichkeit in Kontrast setzt. Die Aufregungsmittel, wodurch der Künstler die ruhig heilige Abendtafel erschüttert, sind die Worte des Meisters: Einer ist unter Euch, der mich verrät! Ausgesprochen sind sie, die ganze Gesellschaft kommt darüber in Unruhe; er aber neigt sein Haupt, gesenkten Blickes; die ganze Stellung, die Bewegung der Arme, der Hände, alles wiederholt mit himmlischer Ergebenheit die unglücklichen

Worte, das Schweigen selbst bekräftigt: Ja, es ist nicht anders! Einer ist unter Euch, der mich verrät.

Ehe wir aber weitergehen, müssen wir ein großes Mittel entwickeln, wodurch Leonhard dieses Bild hauptsächlich belebte; es ist die Bewegung der Hände. Dies konnte aber auch nur ein Italiener finden. Bei seiner Nation ist der ganze Körper geistreich, alle Glieder nehmen teil an jedem Ausdruck des Gefühls, der Leidenschaft, ja des Gedankens. Durch verschiedene Gestaltung und Bewegung der Hände drückte er aus: „Was kümmert's mich! — Komm her! — Dies ist ein Schelm. — Nimm Dich in acht vor ihm! — Er soll nicht lange leben! — Dies ist ein Hauptpunkt. Dies merket besonders wohl, meine Zuhörer!" — Einer solchen Nationaleigenschaft mußte der alles Charakteristische höchst aufmerksam betrachtende Leonhard sein forschendes Auge besonders zuwenden; hieran ist das gegenwärtige Bild einzig, und man kann ihm nicht genug Betrachtung widmen. Vollkommen übereinstimmend ist Gesichtsbildung und jede Bewegung, auch dabei eine dem Auge gleich faßliche Zusammen- und Gegeneinanderstellung aller Glieder auf das Lobenswürdigste geleistet.

Die Gestalten überhaupt zu beiden Seiten des Herrn lassen sich drei und drei zusammen betrachten, wie sie denn auch so jedesmal in eins gedacht, in Verhältnis gestellt und doch in bezug auf ihre Nachbarn gehalten sind. Zunächst an Christi rechter Seite Johannes, Judas und Petrus.

Petrus, der Entfernteste, fährt nach seinem heftigen Charakter, als er des Herrn Wort vernommen, eilig hinter Judas her, der sich, erschrocken aufwärts sehend, vorwärts über den Tisch beugt, mit der rechten festgeschlossenen Hand den Beutel hält, mit der linken aber eine unwillkürliche krampfhafte Bewegung macht, als wollte er sagen: Was soll das heißen? — Was soll das werden? Petrus hat indessen mit seiner linken Hand des gegen ihn geneigten Johannes rechte Schulter gefaßt, hindeutend auf Christum und zugleich den geliebten Jünger anregend, er solle fragen, wer denn der Verräter sei. Einen Messergriff in der Rechten setzt er dem

Judas unwillkürlich zufällig in die Rippen, wodurch dessen erschrockene Vorwärtsbewegung, die sogar ein Salzfaß umschüttet, glücklich bewirkt wird. Diese Gruppe kann als die zuerstgedachte des Bildes angesehen werden; sie ist die vollkommenste.

Wenn nun auf der rechten Seite des Herrn mit mäßiger Bewegung unmittelbare Rache angedroht wird, entspringt auf seiner linken lebhaftestes Entsetzen und Abscheu vor dem Verrat. Jakobus der Ältere beugt sich vor Schrecken zurück, breitet die Arme aus, starrt, das Haupt niedergebeugt, vor sich hin, wie Einer, der das Ungeheure, daß er durchs Ohr vernimmt, schon mit Augen zu sehen glaubt. Thomas erscheint hinter seiner Schulter hervor, und sich dem Heiland nähernd, hebt er den Zeigefinger der rechten Hand gegen die Stirne. Philippus, der dritte zu dieser Gruppe Gehörige, rundet sie aufs Lieblichste; er ist aufgestanden, beugt sich gegen den Meister, legt die Hände auf die Brust, mit größter Klarheit aussprechend: Herr, ich bin's nicht! Du weißt es! Du kennst mein reines Herz. Ich bin's nicht!

Und nunmehr geben uns die benachbarten drei Letzteren dieser Seite neuen Stoff zur Betrachtung. Sie unterhalten sich untereinander über das schrecklich Vernommene. Matthäus wendet mit eifriger Bewegung das Gesicht links zu seinen beiden Genossen, die Hände hingegen streckt er mit Schnelligkeit gegen den Meister und verbindet so durch das unschätzbarste Kunstmittel seine Gruppe mit der vorhergehenden. Thaddäus zeigt die heftigste Überraschung, Zweifel und Argwohn; er hat die linke Hand offen auf den Tisch gelegt und die rechte dergestalt erhoben, als stehe er im Begriff, mit dem Rücken derselben in die Linke einzuschlagen — eine Bewegung, die man wohl noch von Naturmenschen sieht, wenn sie bei unerwartetem Vorfall ausdrücken wollen: Hab ich's nicht gesagt! Habe ich's nicht immer vermutet! — Simon sitzt höchst würdig am Ende des Tisches, wir sehen daher dessen ganze Figur; er, der Älteste von allen, ist reich mit Falten bekleidet, Gesicht und Bewegung zeigen, er sei betroffen und nachdenkend, nicht erschüttert, kaum bewegt. Wenden wir die Augen sogleich auf das entgegen-

gesetzte Tischende, so sehen wir Bartholomäus, der auf dem rechten Fuß, den linken übergeschlagen, steht, mit beiden ruhig auf den Tisch gestemmten Händen seinen übergebogenen Körper unterstützend. Er horcht, wahrscheinlich zu vernehmen, was Johannes vom Herrn ausfragen wird; denn überhaupt scheint die Anregung des Lieblingsjüngers von dieser ganzen Seite auszugehen. Jakobus der Jüngere, neben und hinter Bartholomäus, legt die Hand auf Petrus Schulter, sowie Petrus auf die Schulter Johannis', aber Jakobus mild, nur Aufklärung verlangend, wo Petrus schon Rache droht.

Und also wie Petrus hinter Judas, so greift Jakob der Jüngere hinter Andreas her, welcher als eine der bedeutendsten Figuren mit halbaufgehobenen Armen die flachen Hände zeigt, als entschiedenen Ausdruck des Entsetzens, der in diesem Bilde nur einmal vorkommt, da er in andern weniger geistreich und gründlich gedachten Werken sich leider nur zu oft wiederholt.

Briefe von Goethe an seine Schwester Cornelia aus der Studienzeit in Leipzig 1765–68

6. 12. 1765. Mädgen. Ich habe jetzo Lust mich mit dir zu unterreden; und eben diese Lust bewegt mich an dich zu schreiben. Sei stolz darauf Schwester, daß ich dir ein Stück der Zeit schenke die ich so notwendig brauche. Neige dich für diese Ehre, die ich Dir antue, tief, noch tiefer, ich sehe gern, wenn du artig bist, noch ein wenig! Genug! Gehorsamer Diener. Lachst du etwann Närrgen, daß ich in einem so hohen Tone spreche. Lache nur. Doch daß du siehst, wie brüderlich ich handle; so will ich dir auf deine närrischen Briefe antworten. Was willst du von mir lernen? Willst du etwann wissen, daß die fallenden Körper in ungleichen Zahlen geschwinder werden. Oder daß die Quadratwurzel von 16, 4 ist. Was machtest du mit denen Sachen? Nein ich will dich was bessers lehren. So wollen wir es machen Schwester. Schreib deine Briefe auf ein gebrochenes Blatt,

und ich will dir die Antwort und die Kritik darneben schreiben. Aber lasse dir vom Vater nicht helfen. Das ist nichts. Ich will sehen, wie du schreibst. Merke dies: schreibe nur wie du reden würdest, und so wirst du einen guten Brief schreiben.

Ich fange an mit den Leipzigern, und mit Leipzig ziemlich unzufrieden zu werden. Ich bin aus der Gnade derjenigen, denen ich sonst meine Aufwartung machen durfte gefallen, und das deswegen, weil ich meines Vaters Rat gefolgt habe und nicht spielen will. Man hält mich daher für einen in der Gesellschaft überflüssigen Menschen mit dem nichts anzufangen ist; ich hätte mir sogar neulich in einem Haar über die nämliche Materie den Unwillen der Frau Hofrat Böhme zuziehen können. Ich bin dieses ganze halbe Jahr über von keinem als Böhmens und Langens zu Gaste gebeten worden. Noch eine andere Ursache, warum man mich in der großen Welt nicht leiden kann: Ich habe etwas mehr Geschmack und Kenntnis des Schönen, als unsere galanten Leute, und ich konnte nicht umhin, ihnen oft in großer Gesellschaft, das armselige von ihren Urteilen zu zeigen.

Gewiß Schwester, du verdienst einen recht langen Brief. Ich habe heute frühe alles durchgelesen, was du mir dieses Jahr über geschrieben hast, und finde, daß ich Ursache habe, sehr beschämt zu sein. Ich will auch die heutigen Vorlesungen versäumen und mich mit dir unterhalten, obgleich Gellert dieses Amt heute mit verrichten wird. Zuförderst muß ich von deinen Ausarbeitungen reden, von denen ich bisher, auf eine etwas unhöfliche Weise sehr stille geschwiegen habe. Ich muß dich notwendig loben und glaube, daß du viel Gutes denken und schreiben würdest, wenn deine Einbildungskraft, deine Art eine Geschichte zu betrachten und deine Erzählungsart in eine andre, aber doch nicht sehr veränderte Richtung gebracht würden. Ich kann mich hierüber nicht deutlicher erklären, ohne äußerst weitläufig zu werden, habe Geduld, bis ich zu euch komme, da will ich dir hierin wie in verschiedenen andern Wissenschaften Unterricht geben, die ich nur für dich und wenige

Mädgen gesammelt habe. Dieses nur kann ich dir einstweilen sagen; ich finde, daß deine Ideen über die meisten Gegenstände noch sehr brouilliert sind. Du hast zwar feine Empfindungen, wie jedes Frauenzimmer, das dir ähnlich ist, aber sie sind zu leicht gefühlt und zu wenig überlegt. Ferne merke ich, daß verschiedene Lektüren deinen Geschmack in verschiedenen Dingen verdorben haben. Deshalb wollte ich dich bitten, das Jahr über, das wir noch von einander sein werden, so wenig als möglich zu lesen, viel zu schreiben; allein nichts als Briefe, und das wenn es sein könnte, wahre Briefe an mich, die Sprachen immerfort zu treiben und die Haushaltung, wie nicht weniger die Kochkunst zu studieren, auch dich zum Zeitvertreibe auf dem Klaviere wohl zu üben, denn dieses sind alles Dinge, die ein Mädgen, die meine Schülerin werden soll, notwendig besitzen muß (die Sprachen ausgenommen, die du als einen besonderen Vorzug besitzest). Ferner verlange ich, daß du dich im Tanzen perfektionierst, die gewöhnlichsten Kartenspiele lernst, und den Putz mit Geschmack wohl verstehest. Wirst du nun dieses alles nach meiner Vorschrift getan haben, wenn ich nach Hause komme, so garantiere ich meinen Kopf, du sollst in einem kleinem Jahre das vernünftigste, artigste, angenehmste, liebenswürdigste Mädgen, nicht nur in Frankfurt, sondern im ganzen Reiche sein. Denn unter uns, draußen bei euch residiert die Dummheit ganz feste noch. Ist das nicht ein herrliches Versprechen! Ja, Schwester, und ein Versprechen das ich halten kann und will.

An seine Freundin, die Gräfin Auguste zu Stolberg

Weimar 17.—24. Mai, 1776. In meinem Garten, Gustgen, gegen 10. Hab ein liebes Gärtchen vorm Tore, an der Ilm schönen Wiesen in einem Tale; ist ein altes Hausgen drinne, das ich mir reparieren lasse. Alles blüht, alle Vögel singen.

Nachts 10. Im Garten versteht sich jetzt von selbst; ging um elf heut früh in die Stadt, steckte mich in ehrbare Kleider, machte

eine Visite, ging zum Herzog, einen Augenblick zur Herzogin Mutter, wir haben Italieners hier, die uns gute Güsse der Antiken schaffen; dann bei Frau von Stein zu Tisch, wir hatten Lust uns zu necken, um vier zu Wieland im Garten, wo der Maler Kraus[1]) dazu kam. Beide mit mir in meinem Garten. Sie verließen mich, ich las Guiberts Taktik, da kam der Herzog und der Prinz mit noch zween guten Geistern. Wir schwatzten und trieben allerlei. Frau von Stein mit ihrer Mutter kam von Oberweimar herunter spazieren, wir begleiteten sie, kehrten um, der Prinz verließ uns auch, ich erzählte dem Herzog eine Geschichte eines meiner Freunde, der sich wunderlich durch die Welt schlagen mußte, begleitet' ihn nach der Stadt und kam allein zurück. Hier treu mein Tag, lieb Gustgen. Ich hab so viel gedacht! daß ich's doch nur nicht so hinsagen kann.

Montag, d. 20. Süßer Morgen. Arbeiter in meinem Garten. Allerlei Beschäftigungen! — — —

Bei der Herzogin Mutter gegessen. Nach Tische ging alles nach Tiefurt, wo der Prinz sich hat ein Pachtgut artig zurecht machen lassen. Die Bauern empfingen ihn mit Musik, Böllern, ländlichen Ehrenpforten, Kränzlein, Kuchen, Tanz, Feuerwerkspuffen, Serenade usw. Wir waren vergnügt; ich hatte das Glück, alles sehr schön zu sehen. Und nun bin ich im Garten, hab eine Viertelstunde nach dem Feuerzeug getappt und mich geärgert und bin so froh, daß ich jetzt Licht habe, Dir das zu schreiben. Dadrüben auf dem Schlosse sah ich viel Licht, indes ich nach einem Funken schnappte, und wußte doch, daß der Herzog gern mit mir getauscht hätte, wenn er's in dem Augenblick hätte wissen können. Er ist ein trefflicher Junge und wird wills Gott auch ausgären. Gute Nacht! Eine große Bitte hab ich! — Meine Schwester, der ich so lang geschwiegen habe als dir, plagt mich wieder heute um Nachrichten oder so was von mir. Schick ihr diesen Brief, und schreib ihr! — Gute Nacht, halb elfe.

---

[1]) Malte Goethe, siehe Bild vorn.

An den Herzog Carl August von Weimar von der italienischen Reise

Karlsbad. Verzeihen Sie, daß ich beim Abschiede von meinem Reisen und Außenbleiben nur unbestimmt sprach, selbst jetzt weiß ich noch nicht, was aus mir werden soll.

Sie sind glücklich, Sie gehen einer gewünschten und gewählten Bestimmung entgegen, Ihre häusliche Angelegenheiten sind in guter Ordnung, auf gutem Wege, und ich weiß, Sie erlauben mir auch, daß ich nun an mich denke, ja, Sie haben mich selbst oft dazu aufgefordert. Im allgemeinen bin ich in diesem Augenblick gewiß entbehrlich, und was die besonderen Geschäfte betrifft, die mir aufgetragen sind, diese hab ich so gestellt, daß sie eine Zeitlang bequem ohne mich fortgehen könnten; ja, ich dürfte sterben, und es würde keinen Ruck tun. Ich bitte Sie um einen unbestimmten Urlaub. Durch den zweijährigen Gebrauch des Bades hat meine Gesundheit viel gewonnen, und ich hoffe auch für die Elasticität meines Geistes das Beste, wenn er eine Zeitlang sich selbst gelassen, der freien Welt genießen kann.

Die vier ersten Bände[1]) sind endlich in Ordnung, Herder hat mir unermüdlich treu beigestanden, zu den vier letzten bedarf ich Muße und Stimmung, ich habe die Sache zu leicht genommen, und sehe jetzt erst was zu tun ist, wenn es keine Sudelei werden soll. Dieses alles und noch viele zusammentreffende Umstände dringen und zwingen mich, in Gegenden der Welt mich zu verlieren, wo ich ganz unbekannt bin, ich gehe ganz allein unter einem fremden Namen und hoffe von dieser etwas sonderbar scheinenden Unternehmung das beste. Nur bitt ich, lassen sie niemanden nichts merken, daß ich außenbleibe. Alle, die mir mit- und untergeordnet sind, oder sonst mit mir in Verhältnis stehen, erwarten mich von Woche zu Woche, und es ist gut, daß das so bleibe, und ich auch abwesend, als ein immer

[1]) Von Goethes Werken.

erwarteter, wirke. Leben Sie wohl, das wünsch ich herzlich, behalten Sie mich lieb und glauben Sie: daß, wenn ich wünsche meine Existenz ganzer zu machen, ich dabei nur hoffe, sie mit Ihnen und in dem Ihrigen, besser als bisher, zu genießen.

Verona, 18. 9. 1786. Aus der Einsamkeit und Entfernung einen Gruß und ein gutes Wort! – – – Wo ich bin, verschweig ich noch eine kleine Zeit. Es geht mir so gut, daß mich es nur oft betrübt, das Gute nicht teilen zu können. Schon fühl ich in meinem Gemüt, in meiner Vorstellungsart gar merklichen Unterschied, und ich habe Hoffnung einen wohl gewaschenen, wohl ausstaffierten Menschen wieder zurückzubringen.

Rom, 8. 11. 1786. Endlich kann ich den Mund auftun und Sie mit Freuden begrüßen, verzeihen Sie das Geheimnis und die gleichsam unterirdische Reise hierher. Kaum wagte ich mir selbst zu sagen wohin ich ging, selbst unterwegs fürchtete ich noch, und nur unter der Porta del Popolo war ich mir gewiß Rom zu haben.

Und lassen Sie mich nun auch sagen, daß ich tausendmal, ja beständig an Sie denke, in der Nähe der Gegenstände, die ich ohne Sie zu sehen niemals glaubte. Nur da ich Sie mit Leib und Seele im Norden gefesselt, alle Anmutung nach diesen Gegenden verschwunden sah, konnte ich mich entschließen, einen langen einsamen Weg zu machen und die Gegenstände zu suchen, nach denen mich ein unwiderstehliches Bedürfnis hinzog. Ja, die letzten Jahre wurde es eine Art von Krankheit, von der mich nur der Anblick und die Gegenwart heilen konnte. Jetzt darf ich es gestehen: Zuletzt durft ich kein lateinisch Buch mehr ansehn, keine Zeichnung einer italienischen Gegend. Die Begierde dieses Land zu sehn war überreif, da sie befriedigt ist, werden mir Freunde und Vaterland erst wieder recht aus dem Grunde lieb und die Rückkehr wünschenswert.

Briefe an Christiane Vulpius während des Feldzuges in Frankreich 1792

Goethe begleitete den Herzog von Weimar.

Frankfurt, 17. 4. 1792. Heute habe ich deinen Brief erhalten, meine liebe Kleine, und ich schreibe dir nun auch, um dir wieder einmal zu sagen, daß ich dich recht lieb habe, und daß du mir an allen Enden und Ecken fehlst. Meine Mutter habe ich wohl angetroffen und vergnügt, und meine Freunde haben mich alle gar freundlich empfangen. Es gibt hier mancherlei zu sehen, und ich bin diese Tage immer auf den Beinen geblieben. Meine erste Sorge war das Judenkrämchen, das morgen eingepackt und die nächste Woche abgeschickt wird. Wenn es ankommt, wirst du einen großen Festtag feiern, denn so etwas hast du noch nicht erlebt. Hebe nur alles wohl auf, denn einen solchen Schatz findet man nicht alle Tage.

Lebe wohl. Grüße Herrn Meyer und küsse den Kleinen. Sag ihm, der Vater komme bald wieder. Gedenke mein. Bringe das Haus hübsch in Ordnung und schreibe mir von Zeit zu Zeit.

Trier, 25. 8. 1792. Wo das Trier in der Welt liegt, kannst du weder wissen noch dir vorstellen, das schlimmste ist, daß es weit von Weimar liegt, und daß ich weit von dir entfernt bin. Es geht mir ganz gut. Ich habe meine Mutter, meine alten Freunde wieder gesehen, bin durch schöne Gegenden gereist, aber auch durch sehr garstige, und habe böse Wege und starke Donnerwetter ausgestanden. Ich bin hier ohngefähr noch eine Tagreise von der Armee. Morgen gehe ich hier ab und werde wohl übermorgen im Lager sein. Sobald es möglich ist, schreibe ich dir wieder. Du kannst um mich ganz unbesorgt sein. Ich hoffe bald meinen Rückweg anzutreten. Mein einziger Wunsch ist, dich und den Kleinen wiederzusehen, man weiß gar nicht, was man hat, wenn man zusammen ist.

Praucourt, 28. 8. 1792. Gestern bin ich im Lager bei dem Herzoge angelangt, habe ihn recht wohl und munter gefunden und schreibe dir in seinem Zelte mitten unter dem Geräusch der Menschen, die an der einen Seite Holz fällen und es an der andern verbrennen. Es ist fast anhaltender Regen, die Menschen werden weder Tag noch Nacht trocken, und ich kann sehr zufrieden sein, daß ich in des Herzogs Schlafwagen eine Stelle gefunden habe, wo ich die Nacht zubringe. Alle Lebensmittel sind rar und teuer, alles rührt und regt sich, um seine Existenz nur ein wenig leidlicher zu machen. Dabei sind die Menschen meist munter und ziehen bald aus diesem, bald aus jenem Vorfalle einen Spaß. Gestern kamen zwei erbeutete Fahnen, himmelblau, rosenrot und weiß, einige Pferde, zwei Kanonen und Flinten an, worüber man sogleich Regen und Koth vergaß. Sei meinetwegen unbesorgt, ich habe dich recht lieb und komme sobald als möglich wieder. Küsse den Kleinen, an den ich so oft denke.

Luxemburg, 15. 10. 1792. Wie froh ich bin, zurückzukehren, kann ich dir nicht ausdrücken, das Elend, das wir ausgestanden haben, läßt sich nicht beschreiben. Die Armee ist noch zurück, die Wege sind ruiniert, das Wetter ist so entsetzlich, daß ich nicht weiß, wie Menschen und Wagen aus Frankreich kommen wollen.

Düsseldorf, 14. 11. 1792. Wegen meiner Rückreise bin ich in Verlegenheit. Sehnlichst verlange ich, dich wiederzusehen und bin noch immer wie von dir abgeschnitten. Frankfurt ist noch in den Händen der Franzosen, der Weg durch Hessen ist noch nicht sicher. Wenn es in acht Tagen nicht anders wird, gehe ich durch Westfalen. Die üblen Wege sollen mich nicht abhalten, wenn ich nur endlich einmal wieder bei dir sein kann.

Sei vergnügt, mein liebes Kind, genieße der Ruhe, indes so viele tausend Menschen von Haus und Hof und allen ihren Gütern vertrieben in der Welt herumirren und nicht wissen wohin. Küsse den Kleinen und liebe mich.

An Schiller

Weimar, 23. 12. 1795. Mit Verlangen warte ich aufs neue Jahr und suche mancherlei kleine Geschäfte abzutun, um Sie wieder mit Freiheit auf einige Zeit besuchen zu können. Ich wünsche nur, daß ich Sie wohl und poetisch tätig antreffen möge, denn es ist das nun einmal der beste Zustand, den Gott den Menschen hat gönnen wollen. Mein Roman[1]) ruht nun nicht, bis er sich fertig macht, worüber ich sehr vergnügt bin, denn mitten unter allen Zerstreuungen treibt er sein Wesen immer fort.

Weimar, 18. 1. 1797. Die wenigen Stunden, die ich neulich mit Ihnen zugebracht habe, haben mich auf eine Reihe von Zeit nach unserer alten Art wieder recht lüstern gemacht; sobald ich nur einigermaßen hier verschiedenes ausgeführt und manches eingerichtet habe, bringe ich wieder eine Zeit mit Ihnen zu, die, wie ich hoffe, in mehr als einem Sinn für uns beide fruchtbar sein wird. Benutzen Sie ja Ihre besten Stunden, um die Tragödie[2]) weiter zu bringen, damit wir anfangen können, uns darüber zu unterhalten.

Weimar, 19. 7. 1797. Sie hätten mir zum Abschiede nichts Erfreulicheres und Heilsameres geben können, als Ihren Aufenthalt der letzten acht Tage. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich diesmal unser Zusammensein wieder für sehr sehr fruchtbar halte, es hat sich so manches für die Gegenwart entwickelt und für die Zukunft vorbereitet, daß ich mit mehr Zufriedenheit abreise, indem ich unterwegs recht tätig zu sein hoffe und bei meiner Rückkunft Ihrer Teilnehmung wieder entgegen sehe. Wenn wir so fortfahren, verschiedene Arbeiten gleichzeitig durchzuführen, und, indem wir die größeren sachte fortleiten, uns durch kleinere immer aufmuntern und unterhalten, so kann noch manches zustande kommen.

---

[1]) Wilhelm Meister.
[2]) Wallenstein.

Hier ist der Polykrates zurück, ich wünsche, daß die Kraniche mir bald nachziehen mögen, auf den Sonnabend erfahren Sie das Nähere von meiner Abreise. Leben Sie recht wohl und grüßen Ihre liebe Frau.

An seinen Freund Zelter nach Schillers Tod

Weimar, 1. 6. 1805. Seit der Zeit, daß ich Ihnen nicht geschrieben habe, sind mir wenig gute Tage geworden. Ich dachte, mich selbst zu verlieren, und verliere nun einen Freund und in demselben die Hälfte meines Daseins. Eigentlich sollte ich eine neue Lebensweise anfangen; aber dazu ist in meinen Jahren auch kein Weg mehr. Ich sehe also jetzt nur jeden Tag unmittelbar vor mich hin und tue das Nächste, ohne an eine weitre Folge zu denken.

An einen jungen Studenten

Weimar, 28. 4. 1797. Indem ich die mir anvertrauten Gedichte zurückschicke, füge ich nach Ihrem Wunsch einige Betrachtungen bei. Sie scheinen mir in dem Irrtum zu stehen, den ich schon bei mehrern Jünglingen bemerkt habe, daß man einer Neigung zur Poesie, die man fühlt, sich ausschließlich überlassen müsse, da doch selbst dem Dichter, den die Natur entschieden dazu bestimmt haben mag, erst Leben und Wissenschaft den Stoff gaben, ohne welchen seine Arbeiten immer leer bleiben müßten. Nach meiner Ansicht versäumen Sie vielmehr garnichts, wenn Sie sich dem tätigen Leben oder den Wissenschaften widmen, denn erst alsdann, wenn Sie in einem dieser Kreise eine weite Bahn durchlaufen haben, werden Sie Ihres Talents gewiß werden. Bemächtigt es sich aller Erfahrungen und Kenntnisse, die Sie gesammelt haben, mit Gewalt, weiß es alle die fremdesten Elemente in eine Einheit zu verbinden, so ist das Phänomen da, welches Sie zu wünschen scheinen, das aber auf keinem andern Wege hervorgebracht werden kann. Sollte sich im Gegenteil zeigen, daß diese Neigung zur Dichtkunst jene Probe nicht aushielte, so würden Sie doch den andern Gewinn rein besitzen. Auch kann

Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar

es niemand gereuen, selbst wenn er zu ganz andern Dingen bestimmt ist, sich wenigstens mit den äußern Formen der Dichtkunst bekannt gemacht zu haben.

An seinen Sohn August

Weimar, 19. 9. 1816. Ohne in den besondern Fall einer zu übernehmenden Bürgschaft, den du mir, mein lieber Sohn, vorlegtest, einzugehen, muß ich dir Nachstehendes zu Herzen geben.

Als mich mein seliger Vater einigermaßen ausstattete, war unter andern guten Lehren, die er mir zugleich erteilte, eine, die einem Befehl glich, daß ich bei seinem Leben keine Bürgschaft eingehen und auch nach seinem Tode diese Warnung immer bedenken solle. Denn sagte er: wenn du bares Geld hast, so magst du es einem Freunde auch ohne große Sicherheit leihen. Willst du es verschenken, so ist auch nichts dagegen zu sagen, borgst du, so wirst du dich einrichten, Interessen zu bezahlen und das Kapital abzutragen; verbürgst du dich aber, so versetzest du dich in einen unruhigen Zustand, der desto peinlicher ist, als du dich untätig, ja leidend verhalten mußt. Niemand verbürgt sich leicht, außer wenn er glaubt, er laufe keine Gefahr; ist aber die Verbürgung geschehen, so fühlt er sich gar bald, besonders in sorglichen Augenblicken, von einem in der Ferne sich zeigenden Übel bedroht, welches um so fürchterlicher erscheint, als er fühlt, daß er ihm nicht gewachsen sei, wenn es näher treten sollte.

Das Leben für einen Freund zu wagen wie für dich selbst, ist löblich, denn der Augenblick entscheidet; aber dir auf unbestimmte Zeit, oder wohl auf's ganze Leben Sorge zu bereiten und deinen sichern Besitz wenigstens in der Einbildungskraft zu untergraben, ist keineswegs rätlich; unsere körperlichen Zustände und der Lauf der Dinge bereiten uns manche hypochondrische Stunde, und die Sorge ruft alsdann Gespenster hervor, die ein heiterer Tag verscheucht.

So war die Gesinnung meines Vaters, und so ist auch die meinige geblieben. Ich habe in meinem Leben viel, vielleicht mehr

als billig für andere getan und mich und die Meinigen dabei vergessen; dies kann ich dir ohne Ruhmredigkeit sagen, da du manches weißt; aber ich habe mich nie verbürgt, und unter meinem Nachlaß findest du keinen solchen Akt. Habe daher das alte Sprichwort vor Augen und gedenke mein.

An seinen Freund Knebel

Weimar, 9. 11. 1814. Unter denjenigen Vorteilen, welche mir meine letzte Reise gebracht, stehet wohl die Duldsamkeit oben an, die ich, mehr als jemals, für den einzelnen Menschen empfinde. Wenn man mehrere Hundert näher, Tausende ferne beobachtet, so muß man sich gestehen, daß am Ende jeder genug zu tun hat, sich einen Zustand einzuleiten, zu erhalten, und zu fördern; man kann niemanden meistern, wie er dabei zu Werke gehen soll, denn am Ende bleibt es ihm doch allein überlassen, wie er sich im Unglück helfen und im Glücke finden kann. In diesen Betrachtungen bin ich dieses Mal sehr glücklich durch die Welt gekommen, indem ich von niemand etwas weiter verlangte, als was er geben konnte und wollte, ihm weiter nichts anbot, als was ihm gemäß war, und mit großer Heiterkeit nahm und gab, was Tag und Umstände brachten; Überzeugung, Sitte, Gewohnheit, Liebhaberei, Religion, alles erschien mir durchaus den Personen gemäß, die sich gegen mich äußerten, und so habe ich es auch in Ansehung des Geschmacks gefunden.

Jeder sucht und wünscht, wozu ihm Schnabel oder Schnauze gewachsen ist. Der will's aus der enghalsigen Flasche, der vom flachen Teller, einer die rohe, ein anderer die gekochte Speise. Und so hab ich mir denn auch bei dieser Gelegenheit meine Töpfe und Näpfchen, Flaschen und Krüglein gar sorgsam gefüllt, ja mein Geschirr mit manchen Gerätschaften vermehrt. Ich habe an der Homerischen, wie an der Nibelungischen Tafel geschmaust, mir aber für meine Person nichts gemäßer gefunden, als die breite und tiefe immer lebendige Natur, die Werke der griechischen Dichter und Bildner.

Aus Faust I. Teil

Szene: Vor dem Tor

Spaziergänger aller Art ziehen hinaus.

Einige Handwerksburschen. Warum denn dort hinaus?

Andre. Wir gehn hinaus aufs Jägerhaus.

Die ersten. Wir aber wollen nach der Mühle wandern.

Ein Handwerksbursch. Ich rat euch, nach dem Wasserhof zu gehn.

Zweiter. Der Weg dahin ist gar nicht schön.

Die zweiten. Was tust denn du?

Ein dritter. Ich gehe mit den andern.

Vierter. Nach Burgdorf kommt herauf; gewiß dort findet ihr
Die schönsten Mädchen und das beste Bier,
und Händel von der ersten Sorte.

Fünfter. Du überlustiger Gesell,
Juckt dich zum dritten Mal das Fell?
Ich mag nicht hin, mir graut es vor dem Orte.

Dienstmädchen. Nein, nein! ich gehe nach der Stadt zurück.

Andre. Wir finden ihn gewiß bei jenen Pappeln stehen.

Erste. Das ist für mich kein großes Glück;
Er wird an deiner Seite gehn,
mit dir nur tanzt er auf dem Plan.
Was gehn mich deine Freuden an!

Andre. Heut ist er sicher nicht allein,
der Krauskopf, sagt er, würde bei ihm sein.

Schüler. Blitz, wie die wackern Dirnen schreiten!
Herr Bruder, komm! wir müssen sie begleiten!
Ein starkes Bier, ein beizender Tobak,
Und eine Magd im Putz, das ist nun mein Geschmack.

Bürgermädchen. Da sieh mir nun die schönen Knaben!
Es ist wahrhaftig eine Schmach;
Gesellschaft könnten sie die allerbeste haben,
und laufen diesen Mädchen nach!

Zweiter Schüler zum ersten.
Nicht so geschwind! Dort hinten kommen zwei,
sie sind gar niedlich angezogen;
's ist meine Nachbarin dabei;
ich bin dem Mädchen sehr gewogen.
Sie gehen ihren stillen Schritt
und nehmen uns doch auch am Ende mit.

Erster. Herr Bruder, nein! Ich bin nicht gern geniert.
Geschwind! daß wir das Wildbret nicht verlieren.
Die Hand, die Samstags ihren Besen führt,
wird Sonntags dich am besten karessieren.

Bürger. Nein, er gefällt mir nicht, der neue Bürgemeister!
Nun, da er's ist, wird er nur täglich dreister.
Und für die Stadt was tut denn er?
Wird es nicht alle Tage schlimmer?
Gehorchen soll man mehr als immer,
Und zahlen mehr als je vorher.

Bettler singt. Ihr guten Herrn, ihr schönen Frauen,
so wohl geputzt und backenrot,
belieb es euch mich anzuschauen,
und seht und mildert meine Not!
Laßt hier mich nicht vergebens leiern!
Nur der ist froh, der geben mag.
Ein Tag, den alle Menschen feiern,
es sei für mich ein Erntetag.

Andrer Bürger. Nichts Bessers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,
als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
wenn hinten, weit, in der Türkei,
die Völker auf einander schlagen.

Man ſteht am Fenſter, trinkt ſein Gläschen aus
und ſieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten;
dann kehrt man abends froh nach Haus,
und ſegnet Fried' und Friedenszeiten.

Dritter Bürger. Herr Nachbar, ja! ſo laß ich's auch geſchehn:
Sie mögen ſich die Köpfe ſpalten,
mag alles durcheinander gehn;
doch nur zu Hauſe bleib's beim Alten.

Alte zu den Bürgermädchen.
Ei! wie geputzt! das ſchöne junge Blut!
Wer ſoll ſich nicht in euch vergaffen? — —
Nur nicht ſo ſtolz! Es iſt ſchon gut!
Und was ihr wünſcht, das wüßt ich wohl zu ſchaffen.

Bürgermädchen. Agathe, fort! ich nehme mich in acht,
mit ſolchen Hexen öffentlich zu gehen;
ſie ließ mich zwar in Sankt Andreas Nacht
den künft'gen Liebſten leiblich ſehen — —

Die andre. Mir zeigte ſie ihn im Kriſtall,
ſoldatenhaft, mit mehreren Verwegnen;
ich ſeh mich um, ich ſuch ihn überall,
allein mir will er nicht begegnen.

Soldaten.
Burgen mit hohen
Mauern und Zinnen,
Mädchen mit ſtolzen,
höhnenden Sinnen
möcht ich gewinnen!
Kühn iſt das Mühen,
herrlich der Lohn!
Und die Trompete
laſſen wir werben,
wie zu der Freude,
ſo zum Verderben.

Das ist ein Stürmen!
Das ist ein Leben!
Mädchen und Burgen
müssen sich geben.
Kühn ist das Mühen,
herrlich der Lohn!
Und die Soldaten
ziehen davon.

Faust und Wagner.

Faust. Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
durch des Frühlings holden, belebenden Blick;
im Tale grünet Hoffnungsglück;
der alte Winter, in seiner Schwäche,
zog sich in rauhe Berge zurück.
Von dorther sendet er, fliehend, nur
Ohnmächtige Schauer körnigen Eises
in Streifen über die grünende Flur;
aber die Sonne duldet kein Weißes;
überall regt sich Bildung und Streben,
alles will sie mit Farben beleben;
doch an Blumen fehlt's im Revier,
sie nimmt geputzte Menschen dafür.
Kehre dich um, von diesen Höhen
nach der Stadt zurückzusehen.
Aus dem hohlen, finstern Tor
dringt ein buntes Gewimmel hervor.
Jeder sonnt sich heute so gern;
sie feiern die Auferstehung des Herrn.
Denn sie sind selber auferstanden,
aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
aus Handwerks- und Gewerbesbanden,
aus dem Druck von Giebeln und Dächern,

aus der Straßen quetschender Enge,
aus der Kirchen ehrwürd'ger Nacht
sind sie alle ans Licht gebracht.
Sieh nur, sieh! wie behend sich die Menge
durch die Gärten und Felder zerschlägt,
wie der Fluß, in Breit' und Länge,
so manchen lustigen Nachen bewegt;
und, bis zum Sinken überladen,
entfernt sich dieser letzte Kahn.
Selbst von des Berges fernen Pfaden
blinken uns farbige Kleider an.
Ich höre schon des Dorfs Getümmel,
hier ist des Volkes wahrer Himmel;
zufrieden jauchzet groß und klein,
hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!

Weimar. Goethehaus am Frauenplan

Gedichte

Heidenröslein

Sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden,
war so jung und morgenschön
lief er schnell, es nah zu sehn,
sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

Knabe sprach: „Ich breche dich
Röslein auf der Heiden!"
Röslein sprach: „Ich steche dich,
daß du ewig denkst an mich,
und ich will's nicht leiden."
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte sich und stach,
half ihm doch kein Weh und Ach,
mußt' es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

Der Musensohn

Durch Feld und Wald zu schweif=
mein Liedchen wegzupfeifen, [fen,
So geht's von Ort zu Ort!
und nach dem Takte reget,
und nach dem Maß beweget
sich alles an mir fort.

Ich kann sie kaum erwarten
die erste Blum im Garten,
die erste Blüt am Baum.
Sie grüßen meine Lieder,
und kommt der Winter wieder,
sing ich noch jenen Traum.

Ich ſing ihn die Weite,
auf Eiſes Läng und Breite,
da blüht der Winter ſchön!
Auch dieſe Blüte ſchwindet
und neue Freude findet
ſich auf bebauten Höhn.

Denn wie ich bei der Linde
das junge Völkchen finde,
ſogleich erreg ich ſie.
Der ſtumpfe Burſche bläht ſich,
das ſteife Mädchen dreht ſich
nach meiner Melodie.

Ihr gebt den Sohlen Flügel
und treibt durch Tal und Hügel
den Liebling weit von Haus.
Ihr lieben holden Muſen,
wann ruh ich ihr am Buſen
auch endlich wieder aus?

Gefunden

Ich ging im Walde
ſo für mich hin,
und nichts zu ſuchen,
das war mein Sinn.

Im Schatten ſah ich
ein Blümchen ſtehn,
wie Sterne leuchtend
wie Äuglein ſchön.

Ich wollt' es brechen
da ſagt' es fein:
Soll ich zum Welken
gebrochen ſein?

Ich grubs mit allen
den Würzlein aus
zum Garten trug ich's
am hübſchen Haus.

Und pflanzt' es wieder
am ſtillen Ort.
Nun zweigt es immer
und blüht ſo fort.

Das Veilchen

Ein Veilchen auf der Wieſe ſtand,
gebückt in ſich und unbekannt;
es war ein herzigs Veilchen.
Da kam eine junge Schäferin
mit leichtem Schritt und muntrem Sinn
daher, daher,
die Wieſe her und ſang.

Ach! denkt das Veilchen, wär' ich nur
die schönste Blume der Natur,
ach, nur ein kleines Veilchen,
bis mich das Liebchen abgepflückt
und an den Busen matt gedrückt!
Ach nur, ach nur
ein Viertelstündchen lang!

Ach! aber ach! Das Mädchen kam
und nicht in acht das Veilchen nahm,
ertrat das arme Veilchen.
Es sank und starb und freut' sich noch:
und sterb' ich denn, so sterb ich doch
durch sie, durch sie,
zu ihren Füßen doch.

Mailied

Wie herrlich leuchtet
mir die Natur
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüten
aus jedem Zweig
und tausend Stimmen
aus dem Gesträuch.

Und Freud' und Wonne
aus jeder Brust.
O Erd', o Sonne!
O Glück, o Lust!

O Lieb', o Liebe!
So golden schön,
wie Morgenwolken
auf jenen Höhn!

Du segnest herrlich
das frische Feld,
im Blütendampfe
die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
wie lieb' ich dich!
Wie blickt dein Auge!
Wie liebst du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
und Morgenblumen
den Himmelsduft,

wie ich dich liebe
mit warmem Blut,
die du mir Jugend
und Freud' und Mut

zu neuen Liedern
und Tänzen gibst.
Sei ewig glücklich,
wie du mich liebst!

Mit einem gemalten Band

Kleine Blumen, kleine Blätter
streuen mir mit leichter Hand
gute junge Frühlingsgötter
tändelnd auf ein luftig Band.

Zephir, nimm's auf deine Flügel,
schling's um meiner Liebsten Kleid!
Und so tritt sie vor den Spiegel
all in ihrer Munterkeit.

Sieht mit Rosen sich umgeben,
selbst wie eine Rose jung:
einen Blick, geliebtes Leben!
und ich bin belohnt genung.

Fühle, was dies Herz empfindet,
reiche frei mir deine Hand,
und das Band, das uns verbindet,
sei kein schwaches Rosenband!

Frühzeitiger Frühling

Tage der Wonne,
kommt ihr so bald?
Schenkt mir die Sonne,
Hügel und Wald?

Blauliche Frische!
Himmel und Höh'
Goldene Fische
wimmeln im See.

Unter des Grünen
blühender Kraft
naschen die Bienen
summend am Saft.

Reichlicher fließen
Bächlein zumal.
Sind es die Wiesen?
Ist es das Tal?

Buntes Gefieder
rauschet im Hain,
himmlische Lieder
schallen darein.

Leise Bewegung
bebt in der Luft,
reizende Regung,
schläfernder Duft.

Mächtiger rühret
bald sich ein Hauch,
doch er verlieret
gleich sich im Strauch,

Aber zum Busen
kehrt er zurück.
Helfet, ihr Musen,
tragen das Glück!

Saget, seit gestern
wie mir geschah?
Liebliche Schwestern,
Liebchen ist da!

Schweizerlied

Uf'm Bergli
bin i gesäße,
ha de Vögle
zugeschaut;
hänt gesunge
hänt gesprunge,
hänt 's Nestli
gebaut.

In ä Garte
bin i gestande,
ha de Imbli
zugeschaut;
hänt gebrummet,
hänt gesummet,
hänt Zelli
gebaut.

Uf d' Wiese
bin i gange
lugt' i Summer-
vögle a;
hänt gesoge,
hänt gefloge,
gar z' schön hänt s'
getan.

Und da kummt nu
der Hansel,
und da zeig' i
em froh,
wie sie's mache,
und mer lache
und mache 's
au so.

An meine Bäume

Sag ich's euch, geliebte Bäume,
die ich ahndevoll gepflanzt,
Als die wunderbarsten Träume
Morgenrötlich mich umtanzt.
Ach, ihr wißt es, wie ich liebe,
die so schön mich wiederliebt,
die den reinsten meiner Triebe
Mir noch reiner wiedergibt.

Wachset wie aus meinem Herzen,
treibet in die Luft hinein,
denn ich grub viel Freud und Schmerzen
Unter eure Wurzeln ein.

Bringet Schatten, traget Früchte,
neue Freude jeden Tag,
nur daß ich sie dichte, dichte,
dicht bei ihr genießen mag.

Ein Gleichnis

Jüngst pflückt ich einen Wiesenstrauß,
Trug ihn gedankenvoll nach Haus;
Da hatten von der warmen Hand
Die Kronen sich alle zur Erde gewandt.
Ich setzte sie in frisches Glas,
Und welch ein Wunder war mir das!
Die Köpfchen hoben sich empor,
Die Blätterstengel im grünen Flor,
Und allzusammen so gesund,
Als ständen sie noch auf Muttergrund.

So war mir's, als ich wundersam
Mein Lied in fremder Sprache vernahm.

An den Mond

Füllest wieder Busch und Tal
still mit Nebelglanz,
lösest endlich auch einmal
meine Seele ganz;

breitest über mein Gefild
lindernd deinen Blick,
wie des Freundes Auge mild
über mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
froh und trüber Zeit,
wandle zwischen Freud und Schmerz
in der Einsamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd ich froh;
so verrauschte Scherz und Kuß,
und die Treue so.

Ich besaß es doch einmal,
was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
nimmer es vergißt!

Rausche, Fluß, das Tal entlang.
ohne Rast und Ruh,
rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu

wenn du in der Winternacht
wütend überschwillst
oder um die Frühlingspracht
junger Knospen quillst.

Selig, wer sich vor der Welt
ohne Haß verschließt,
einen Freund am Busen hält
und mit dem genießt,

was, von Menschen nicht gewußt,
oder nicht bedacht,
durch das Labyrinth der Brust
wandelt in der Nacht.

Schäfers Klagelied

Da droben auf jenem Berge,
da steh' ich tausendmal,
an meinem Stabe gebogen,
und schaue hinab in das Tal.

Dann folg' ich der weidenden Herde,
mein Hündchen bewahret mir sie.
Ich bin heruntergekommen
und weiß doch selber nicht wie.

Da stehet von schönen Blumen
die ganze Wiese so voll.
Ich breche sie, ohne zu wissen,
wem ich sie geben soll.

Und Regen, Sturm und Gewitter
verpass' ich unter dem Baum.
Die Türe dort bleibet verschlossen;
denn alles ist leider ein Traum.

Es stehet ein Regenbogen
wohl über jenem Haus!
Sie aber ist weggezogen,
und weit in das Land hinaus.

Hinaus in das Land und weiter,
vielleicht gar über die See.
Vorüber ihr Schafe, vorüber!
Dem Schäfer ist gar so weh.

Mignon

Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn,
im dunkeln Laub die Goldorangen glühn,
ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
die Myrte still und hoch der Lorbeer steht? —
Kennst du es wohl?
Dahin! Dahin
möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn!

Kennst du das Haus? auf Säulen ruht sein Dach,
es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, getan? —
Kennst du es wohl?
Dahin! Dahin
möcht' ich mit dir, o mein Beschützer, ziehn!

Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg,
in Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
es stürzt der Fels und über ihn die Flut. —
Kennst du ihn wohl?
Dahin! Dahin
geht unser Weg; o Vater, laß uns ziehn!

Wanderers Nachtlied

Der du von dem Himmel bist,
alles Leid und Schmerzen stillest,
den, der doppelt elend ist,
doppelt mit Erquickung füllest,
ach, bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
komm, ach komm in meine Brust!

Ein gleiches

Über allen Gipfeln
ist Ruh,
in allen Wipfeln
spürest du
kaum einen Hauch;
die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
ruhest du auch.

Götterlieblinge

Alles geben die Götter, die unendlichen,
ihren Lieblingen ganz:
Alle Freuden, die unendlichen,
alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.

Wanderlied aus „Wilhelm Meister"

Von dem Berge zu den Hügeln,
niederab das Tal entlang,
da erklingt es wie von Flügeln,
da bewegt sich's wie Gesang;
und dem unbedingten Triebe
folget Freude, folget Rat;
und dein Streben, sei's in Liebe,
und dein Leben sei die Tat.

Bleibe nicht am Boden heften,
frisch gewagt und frisch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften,
überall sind sie zu Haus.
Wo wir uns der Sonne freuen,
sind wir jede Sorge los;
daß wir uns in ihr zerstreuen,
darum ist die Welt so groß.

Epigramm aus Venedig

Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine;
kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur, was er vermag.
Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
jeder; da wär's ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein.
Doch was priesest du Ihn, den Taten und Werke verkünden?

Und bestochen erschien deine Verehrung vielleicht;
denn mir hat er gegeben, was Große selten gewähren,
Neigung, Muße, Vertraun, Felder und Garten und Haus.
Niemand braucht ich zu danken als ihm, und manches bedurft ich,
der ich mich auf den Erwerb schlecht als ein Dichter verstand.
Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
Nichts! Ich habe, wie schwer! meine Gedichte bezahlt.
Deutschland ahmte mich nach, und Frankreich mochte mich lesen;
England! freundlich empfingst du den zerrütteten Gast[1]).
Doch was fördert es mich, daß auch sogar der Chinese
malet mit ängstlicher Hand Werthern und Lotten auf Glas?
Niemals frug ein Kaiser nach mir, es hat sich kein König
um mich bekümmert, und Er war mir Augusť und Mäcen.

Der Sänger

Was hör' ich draußen vor dem Tor,
was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
im Saale widerhallen!
Der König sprach's, der Page lief:
der Knabe kam, der König rief:
Laßt mir herein den Alten!

Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
schließt, Augen, euch; hier ist nicht Zeit,
sich staunend zu ergötzen.

---

[1]) Werther

Der Sänger drückt' die Augen ein
und schlug in vollen Tönen;
die Ritter schauten mutig drein,
und in den Schoß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
eine goldne Kette holen.

Die goldne Kette gib mir nicht,
die Kette gib den Rittern,
vor deren kühnem Angesicht
der Feinde Lanzen splittern;
gib sie dem Kanzler, den du hast,
und laß ihn noch die goldne Last
zu andern Lasten tragen.

Ich singe, wie der Vogel singt,
der in den Zweigen wohnet;
das Lied, das aus der Kehle dringt,
ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Laß mir den besten Becher Weins
in purem Golde reichen.

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
O Trank voll süßer Labe!
O wohl dem hochbeglückten Haus,
wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
und danket Gott so warm, als ich
für diesen Trunk euch danke.

Der Schatzgräber

Arm am Beutel, krank am Herzen,
schleppt' ich meine langen Tage.
Armut ist die größte Plage,
Reichtum ist das höchste Gut!

Und, zu enden meine Schmerzen,
ging ich, einen Schatz zu graben.
Meine Seele sollst du haben!
schrieb ich hin mit eignem Blut.

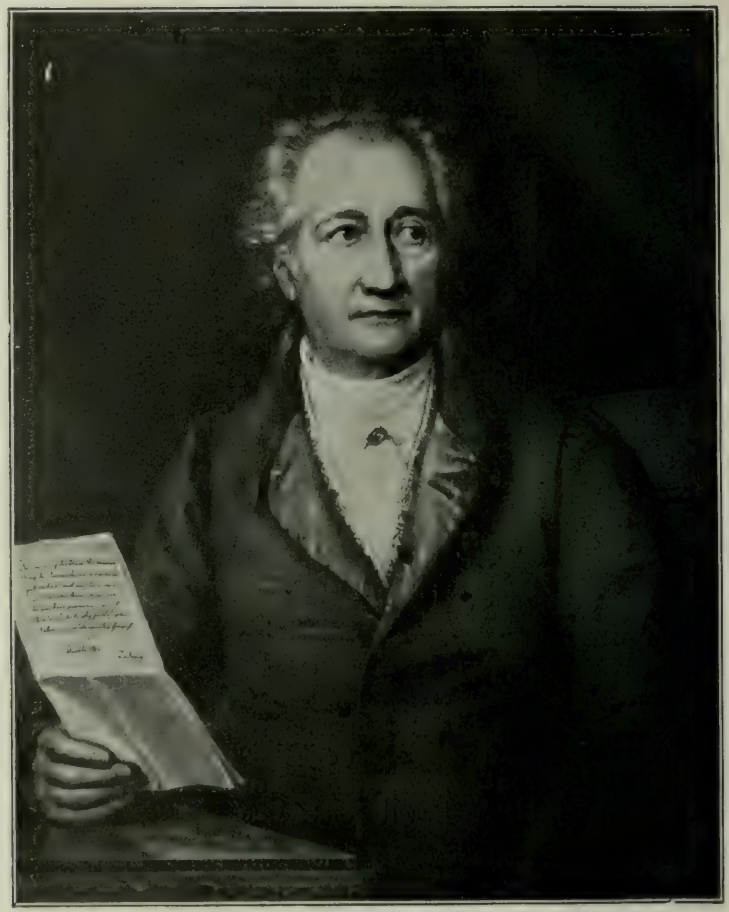
Und so zog ich Kreis' um Kreise,
stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zusammen:
Die Beschwörung war vollbracht.

Und auf die gelernte Weise
grub ich nach dem alten Schatze
auf dem angezeigten Platze;
schwarz und stürmisch war die Nacht.

Und ich sah ein Licht von weiten,
und es kam gleich einem Sterne
hinten aus der fernsten Ferne,
eben als es zwölfe schlug.

Und da galt kein Vorbereiten:
heller ward's mit einem Male
von dem Glanz der vollen Schale,
die ein schöner Knabe trug.

Holde Augen sah ich blinken
unter dichtem Blumenkranze;
in des Trankes Himmelsglanze
trat er in den Kreis herein.



Goethe. Von Stieler

Mit Genehmigung des Goethe-Nationalmuseums, Weimar

Und er hieß mich freundlich trinken,
und ich dacht': es kann der Knabe
mit der schönen lichten Gabe
wahrlich nicht der Böse sein.

Trinke Mut des reinen Lebens!
Dann verstehst du die Belehrung,
kommst mit ängstlicher Beschwörung
nicht zurück an diesen Ort.

Grabe hier nicht mehr vergebens!
Tages Arbeit, abends Gäste!
Saure Wochen, frohe Feste!
Sei dein künftig Zauberwort.

Erlkönig

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
er hat den Knaben wohl in dem Arm,
er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht? –
Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif? –
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif.

„Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
manch bunte Blumen sind an dem Strand,
meine Mutter hat manch gülden Gewand."

Mein Vater, mein Vater, und höreſt du nicht,
was Erlenkönig mir leise verspricht? –
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind:
In dürren Blättern säuselt der Wind.

„Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
Meine Töchter sollen dich warten schön;
meine Töchter führen den nächtlichen Reihn,
und wiegen und tanzen und singen dich ein."

Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau:
Es scheinen die alten Weiden so grau.

„Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt."
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids getan! —

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
er hält in den Armen das ächzende Kind,
erreicht den Hof mit Müh und Not;
in seinen Armen das Kind war tot.

Der Fischer

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
ein Fischer saß daran,
sah nach dem Angel ruhevoll,
kühl bis ans Herz hinan.
Und wie er sitzt, und wie er lauscht,
teilt sich die Flut empor:
Aus dem bewegten Wasser rauscht
ein feuchtes Weib hervor.

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
„Was lockst du meine Brut
mit Menschenwitz und Menschenlist
hinauf in Todesglut?

Ach wüßteſt du, wie's Fiſchlein iſt
ſo wohlig auf dem Grund,
du ſtiegſt herunter, wie du biſt,
und würdeſt erſt geſund.

Labt ſich die liebe Sonne nicht,
der Mond ſich nicht im Meer?
Kehrt wellenatmend ihr Geſicht
nicht doppelt ſchöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angeſicht
nicht her in ew'gen Tau?

Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,
netzt' ihm den nackten Fuß;
ſein Herz wuchs ihm ſo ſehnſuchtsvoll,
wie bei der Liebſten Gruß.
Sie ſprach zu ihm, ſie ſang zu ihm,
da war's um ihn geſchehn:
Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin,
und ward nicht mehr geſehn.

Der getreue Eckart

O wären wir weiter, o wär' ich zu Haus!
Sie kommen, da kommt ſchon der nächtliche Graus.
Sie ſind's, die unholdigen Schweſtern.
Sie ſtreifen heran, und ſie finden uns hier,
ſie trinken das mühſam geholte, das Bier,
und laſſen nur leer uns die Krüge.

So sprechen die Kinder und drücken sich schnell,
da zeigt sich vor ihnen ein alter Gesell:
Nur stille, Kind! Kinderlein, stille!
Die Hulden, sie kommen von durstiger Jagd,
und laßt ihr sie trinken, wie's jeder behagt,
dann sind sie euch hold, die Unholden.

Gesagt so geschehn! und da naht sich der Graus
und siehet so grau und so schattenhaft aus,
doch schlürft es und schlampft es aufs beste.
Das Bier ist verschwunden, die Krüge sind leer,
nun saust es und braust es, das wütige Heer,
ins weite Getal und Gebirge.

Die Kinderlein ängstlich gen Hause so schnell,
gesellt sich zu ihnen der fromme Gesell:
Ihr Püppchen, nur seid mir nicht traurig! —
Wir kriegen nun Schelten und Streich' bis aufs Blut. —
Nein, keineswegs, alles geht herrlich und gut,
nur schweiget und horchet wie Mäuslein.

Und der es euch anrät und der es befiehlt,
er ist es, der gern mit den Kindelein spielt,
der alte Getreue, der Eckart.
Vom Wundermann hat man euch immer erzählt,
nur hat die Bestätigung jedem gefehlt,
die habt ihr nun köstlich in Händen.

Sie kommen nach Hause, sie setzen den Krug
ein jedes den Eltern bescheiden genug
und harren der Schläg' und der Schelten.
Doch siehe, man kostet: Ein herrliches Bier!
Man trinkt in die Runde schon dreimal und vier,
und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.

Das Wunder, es dauert zum morgenden Tag.
Doch fraget, wer immer zu fragen vermag:
Wie ist's mit den Krügen ergangen?
Die Mäuslein, sie lächeln, im stillen ergötzt;
sie stammeln und stottern und schwatzen zuletzt,
und gleich sind vertrocknet die Krüge.

Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Gesicht
ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann spricht,
so horchet und folget ihm pünktlich!
Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut,
Verplaudern ist schädlich, Verschweigen ist gut;
dann füllt sich das Bier in den Krügen.

Der Zauberlehrling

Hat der alte Hexenmeister
sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
auch nach meinem Willen leben.
Seine Wort' und Werke
merkt' ich und den Brauch,
und mit Geistesstärke
tu' ich Wunder auch.

Walle! walle
manche Strecke,
daß zum Zwecke,
Wasser fließe
und mit reichem, vollem
Schwalle
zu dem Bade sich ergieße.

Und nun komm, du alter Besen,
nimm die schlechten Lumpenhüllen!
Bist schon lange Knecht gewesen;
nun erfülle meinen Willen!
auf zwei Beinen stehe,
oben sei ein Kopf,
eile nun und gehe
mit dem Wassertopf!

Walle! walle
manche Strecke,
daß zum Zwecke,
Wasser fließe
und mit reichem, vollem
Schwalle
zu dem Bade sich ergieße.

Seht, er läuft zum Ufer nieder,
wahrlich! ist schon an dem Flusse,
und mit Blitzesschnelle wieder
ist er hier mit raschem Gusse.
Schon zum zweiten Male!
Wie das Becken schwillt!
Wie sich jede Schale
voll mit Wasser füllt!

Stehe! stehe!
Denn wir haben
deiner Gaben
vollgemessen! –
Ach, ich merk' es! Wehe! wehe!
Hab' ich doch das Wort
vergessen!

Seht, da kommt er schleppend wieder
Wie ich mich nur auf dich werfe
gleich, o Kobold, liegst du nieder.
Krachend trifft die glatte Schärfe!
Wahrlich! brav getroffen!
Seht, er ist entzwei!
Und nun kann ich hoffen,
und ich atme frei!

Wehe! wehe!
Beide Teile
stehn in Eile
schon als Knechte
völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach! ihr hohen
Mächte!

O, du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
doch schon Wasserströme laufen.
Ein verruchter Besen,
der nicht hören will!
Stock, der du gewesen,
steh doch wieder still!

Willst's am Ende
gar nicht lassen?
Will dich fassen,
will dich halten
und das alte Holz behende
mit dem scharfen Beile spalten.

Ach das Wort, worauf am Ende
er das wird, was er gewesen.
Ach, er läuft und bringt behende!
Wärst du doch der alte Besen!
Immer neue Güsse
bringt er schnell herein,
ach! und hundert Flüsse
stürzen auf mich ein.

Nein, nicht länger
kann ich's lassen;
will ihn fassen.
Das ist Tücke!
Ach! nun wird mir immer
bänger!
Welche Miene! Welche Blicke!

Und sie laufen! Naß und nässer
wird's im Saal und auf den Stufen.
Welch entsetzliches Gewässer!
Herr und Meister! hör mich rufen!
Ach, da kommt der Meister!
Herr, die Not ist groß!
Die ich rief, die Geister
werd' ich nun nicht los.

„In die Ecke
Besen! Besen!
Seid's gewesen!
Denn als Geister
ruft euch nur, zu seinem Zwecke,
erst hervor der alte Meister."

Die wandelnde Glocke

Es war ein Kind, das wollte nie
zur Kirche sich bequemen,
und Sonntags fand es stets ein Wie,
den Weg ins Feld zu nehmen.

Die Mutter sprach: „Die Glocke tönt,
und so ist dir's befohlen,
und hast du dich nicht hingewöhnt,
sie kommt und wird dich holen."

Das Kind, es denkt: „Die Glocke hängt
da droben auf dem Stuhle."
Schon hat's den Weg ins Feld gelenkt,
als lief es aus der Schule.

Die Glocke Glocke tönt nicht mehr,
die Mutter hat gefackelt.
Doch welch ein Schrecken hinterher!
Die Glocke kommt gewackelt.

Sie wackelt schnell, man glaubt es kaum;
das arme Kind im Schrecken,
es läuft, es kommt, als wie im Traum;
die Glocke wird es decken.

Doch nimmt es richtig seinen Husch,
und mit gewandter Schnelle
eilt es durch Anger, Feld und Busch
zur Kirche, zur Kapelle.

Und jeden Sonn- und Feiertag
gedenkt es an den Schaden,
läßt durch den ersten Glockenschlag,
nicht in Person sich laden.

Die Frösche.

Ein großer Teich war zugefroren:
die Fröschlein in der Tiefe verloren,
durften nicht ferner quaken noch springen,
versprachen sich aber im halben Traum:
fänden sie nur da oben Raum,
wie Nachtigallen wollten sie singen.

Der Tauwind kam, das Eis zerschmolz,
nun ruderten sie und landeten stolz
und saßen am Ufer weit und breit
und quakten wie vor alter Zeit.

Hochzeitlied

Wir singen und sagen vom Grafen so gern,
der hier in dem Schlosse gehauset,
da, wo ihr den Enkel des seligen Herrn,
den heute vermählten, beschmauset.
Nun hatte sich jener im heiligen Krieg
zu Ehren gestritten durch mannigen Sieg,
und als er zu Hause vom Rösselein stieg,
da fand er sein Schlösselein oben,
doch Diener und Habe zerstoben.

Da bist du nun, Gräflein, da bist du zu Haus,
das Heimische findest du schlimmer!
Zum Fenster da ziehen die Winde hinaus,
sie kommen durch alle die Zimmer.
Was wäre zu tun in der herbstlichen Nacht?
So hab' ich doch manche noch schlimmer vollbracht,
der Morgen hat alles wohl besser gemacht.
Drum rasch bei der mondlichen Helle
ins Bett, in das Stroh, ins Gestelle!

Und als er im willigen Schlummer so lag,
bewegt es sich unter dem Bette.
Die Ratte, die raschle, solange sie mag!
Ja, wenn sie ein Bröselein hätte!
Doch siehe! da stehet ein winziger Wicht,
ein Zwerglein so zierlich mit Ampelenlicht
mit Rednergebärden und Sprechergewicht
zu Fuß des ermüdeten Grafen,
der, schläft er nicht, möcht' er doch schlafen.

Wir haben uns Feste hier oben erlaubt,
seitdem du die Zimmer verlassen,
und weil wir dich weit in der Ferne geglaubt,
so dachten wir eben zu prassen.
Und wenn du vergönnest und wenn dir nicht graut,
so schmausen die Zwerge, behaglich und laut
zu Ehren der reichen, der niedlichen Braut.
Der Graf in Behagen des Traumes:
Bedienet euch immer des Raumes!

Da kommen drei Reiter, sie reiten hervor,
die unter dem Bette gehalten;
dann folget ein singendes, klingendes Chor
possierlicher kleiner Gestalten;

und Wagen auf Wagen mit allem Gerät,
daß einem so Hören und Sehen vergeht,
wie's nur in den Schlössern der Könige steht;
zuletzt auf vergoldetem Wagen
die Braut und die Gäste getragen.

So rennet nun alles in vollem Galopp
und kürt sich im Saale sein Plätzchen,
zum Drehen und Walzen und lustigen Hopp
erkieset sich jeder ein Schätzchen.
Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
da ringelt's und schleift es und rauschet und wirrt,
da pispert's und knistert's und flistert's und schwirrt;
das Gräflein, es blicket hinüber,
es dünkt ihn, als läg er im Fieber.

Nun dappelt's und rappelt's und klappert's im Saal
von Bänken und Stühlen und Tischen,
da will nun ein jeder am festlichen Mahl
sich neben dem Liebchen erfrischen.
Sie tragen die Würste, die Schinken so klein,
und Braten und Fisch und Geflügel herein,
es kreiset beständig der köstliche Wein;
das toset und koset so lange,
verschwindet zuletzt mit Gesange.

Und sollen wir singen, was weiter geschehn,
so schweige das Toben und Tosen.
Denn, was er so artig im kleinen gesehn,
erfuhr er, genoß er im großen.
Trompeten und klingender, singender Schall,
und Wagen und Reiter und bräutlicher Schwall,
sie kommen und zeigen und neigen sich all,
unzählige, selige Leute,
so ging es und geht es noch heute.

Ballade

vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen.

„Herein, o du Guter! du Alter, herein!
Hier unten im Saale, da sind wir allein,
wir wollen die Pforte verschließen.
Die Mutter, sie betet; der Vater im Hain
ist gangen, die Wölfe zu schießen.
O sing uns ein Märchen, o sing es uns oft,
daß ich und der Bruder es lerne!
Wir haben schon längst einen Sänger gehofft" —
Die Kinder, sie hören es gerne.

„Im nächtlichen Schrecken, im feindlichen Graus
verläßt er das hohe, das herrliche Haus,
die Schätze, die hat er vergraben.
Der Graf nun so eilig zum Pförtchen hinaus,
was mag er im Arme denn haben?
Was birget er unter dem Mantel geschwind?
Was trägt er so rasch in die Ferne?
Ein Töchterlein ist es, da schläft nun das Kind" —
Die Kinder, sie hören es gerne.

„Nun hellt sich der Morgen, die Welt ist so weit,
in Tälern und Wäldern die Wohnung bereit,
in Dörfern erquickt man den Sänger.
So schreitet und heischt er undenkliche Zeit,
der Bart wächst ihm länger und länger.
Doch wächst in dem Arme das liebliche Kind
wie unter dem glücklichsten Sterne,
geschützt in dem Mantel vor Regen und Wind" —
Die Kinder, sie hören es gerne.

„Und immer sind weiter die Jahre gerückt,
Der Mantel entfärbt sich, der Mantel zerstückt,
er könnte sie länger nicht fassen.
Der Vater, er schaut sie, wie ist er beglückt!
Er kann sich für Freude nicht lassen;
so schön und so edel erscheint sie zugleich,
entsprossen aus tüchtigem Kerne,
wie macht sie den Vater, den teuren, so reich" —
Die Kinder, sie hören es gerne.

„Da reitet ein fürstlicher Ritter heran,
sie recket die Hand aus, der Gabe zu nahn;
Almosen will er nicht geben.
Er fasset das Händchen so kräftiglich an:
Die will ich, so ruft er, aufs Leben!
Erkennst du, erwidert der Alte, den Schatz,
erhebst du zur Fürstin sie gerne;
sie sei dir verlobet auf grünendem Platz" —
Die Kinder, sie hören es gerne.

„Sie segnet der Priester am heiligen Ort,
mit Lust und mit Unlust nun ziehet sie fort,
Sie möchte vom Vater nicht scheiden.
Der Alte, der wandelt nun hier und bald dort,
er träget in Freuden sein Leiden.
So hab' ich mir Jahre die Tochter gedacht,
die Enkelein wohl in der Ferne;
sie segn' ich bei Tage, sie segn' ich bei Nacht" —
Die Kinder, sie hören es gerne.

Er segnet die Kinder; da poltert's am Tor,
der Vater, da ist er! Sie springen hervor,
sie können den Alten nicht bergen —
„Was lockst du die Kinder! du Bettler! du Tor!
Ergreift ihn, ihr eisernen Schergen!

Zum tiefſten Verlies den Verwegenen fort!"
Die Mutter vernimmt's in der Ferne,
ſie eilet, ſie bittet mit ſchmeichelndem Wort —
Die Kinder, ſie hören es gerne.

Die Schergen, ſie laſſen den Würdigen ſtehn,
und Mutter und Kinder, ſie bitten ſo ſchön;
der fürſtliche Stolze verbeißet
die grimmige Wut, ihn entrüſtet das Flehn,
bis endlich ſein Schweigen zerreißet:
„Du niedrige Brut! du vom Bettlergeſchlecht!
Verfinſterung fürſtlicher Sterne!
Ihr bringt mir Verderben! Geſchieht mir doch Recht"
Die Kinder, ſie hören's nicht gerne.

Noch ſtehet der Alte mit herrlichem Blick,
die eiſernen Schergen, ſie treten zurück,
es wächſt nur das Toben und Wüten.
„Schon lange verflucht ich mein ehliches Glück,
das ſind nun die Früchte der Blüten!
Man leugnete ſtets, und man leugnet mit Recht,
daß je ſich der Adel erlerne:
Die Bettlerin zeugte mir Bettlergeſchlecht" —
Die Kinder, ſie hören's nicht gerne.

„Und wenn euch der Gatte, der Vater verſtößt,
die heiligſten Bande verwegentlich löſt,
ſo kommt zu dem Vater, dem Ahnen!
Der Bettler vermag, ſo ergraut und entblößt,
euch herrliche Wege zu bahnen.
Die Burg, die iſt meine! Du haſt ſie geraubt,
mich trieb dein Geſchlecht in die Ferne.
Wohl bin ich mit köſtlichen Siegeln beglaubt!" —
Die Kinder, ſie hören es gerne.

„Rechtmäßiger König, er kehret zurück,
den Treuen verleiht er entwendetes Glück,
ich löse die Siegel der Schätze" —
So rufet der Alte mit freundlichem Blick —
„Euch künd' ich die milden Gesetze.
Erhole dich, Sohn! Es entwickelt sich gut,
heut einen sich selige Sterne:
Die Fürstin, sie zeugte dir fürstliches Blut!" —
Die Kinder, sie hören es gerne.

Gutmann und Gutweib

Und morgen fällt St. Martins Fest,
Gutweib liebt ihren Mann;
da knetet sie ihm Puddings ein
und bäckt sie in der Pfann'.

Im Bette liegen beide nun,
da saust ein wilder West;
und Gutmann spricht zur guten Frau:
„Du, riegle die Türe fest." —

„Bin kaum erholt und halb erwarmt,
wie käm' ich da zur Ruh;
und klappert sie einhundert Jahr,
ich riegelte sie nicht zu."

Drauf eine Wette schlossen sie
ganz leise sich ins Ohr:
So wer das erste Wörtlein sprach',
Der schöbe den Riegel vor.

Zwei Wanderer kommen um Mitternacht
und wissen nicht, wo sie stehn,
die Lampe losch, der Herd verglomm,
zu hören ist nichts, zu sehn.

„Was ist das für ein Hexenort?
Da bricht uns die Geduld!"
Doch hörten sie kein Sterbenswort,
des war die Türe schuld.

Den weißen Pudding speisten sie,
den schwarzen ganz vertraut;
und Gutweib sagte sich selber viel,
doch keine Silbe laut.

Zum andern sprach der eine dann:
„Wie trocken ist mir der Hals!
Der Schrank, der klafft, und geistig riecht's,
da findet sich's allenfalls.

Ein Fläschchen Schnaps ergreif' ich da,
das trifft sich doch geschickt!
Ich bring' es dir, du bringst es mir,
und bald sind wir erquickt."

Doch Gutmann sprang so heftig auf
und fuhr sie drohend an:
„Bezahlen soll mit teurem Geld,
wer mir den Schnaps vertan!"

Und Gutweib sprang auch froh heran,
drei Sprünge, als wär' sie reich:
„Du, Gutmann, sprachst das erste Wort,
nun riegle die Türe gleich."

Legende vom Hufeisen

Als noch, verkannt und sehr gering,
unser Herr auf der Erde ging,

und viele Jünger sich zu ihm fanden,
die sehr selten sein Wort verstanden,
liebt er sich gar über die Maßen,
seinen Hof zu halten auf der Straßen,
weil unter des Himmels Angesicht
man immer besser und freier spricht.
Er ließ sie da die höchsten Lehren
aus seinem heiligen Munde hören;
besonders durch Gleichnis und Exempel
macht' er einen jeden Markt zum Tempel.

So schlendert er in Geistes Ruh
mit ihnen einst einem Städtchen zu,
sah etwas blinken auf der Straß,
das ein zerbrochen Hufeisen was.
Er sagte zu St. Peter drauf:
„Heb doch einmal das Eisen auf!"
Sankt Peter war nicht aufgeräumt,
er hatte so im Gehen geträumt
so was vom Regiment der Welt,
was einem Jeden wohlgefällt,
denn im Kopf hat das keine Schranken;
das waren so seine liebsten Gedanken.
Nun war der Fund ihm viel zu klein,
hätte müssen Kron und Szepter sein;
aber wie sollt er seinen Rücken
nach einem halben Hufeisen bücken?
Er also sich zur Seite kehrt
und tut, als hätts er's nicht gehört.

Der Herr nach seiner Langmut drauf
hebt selber das Hufeisen auf,
und tut auch weiter nicht dergleichen.
Als sie nun bald die Stadt erreichen,

geht er vor eines Schmiedes Tür,
nimmt von dem Mann drei Pfennig dafür.
Und als sie über den Markt nun gehn,
sieht er daselbst schöne Kirschen stehen,
kauft ihrer so wenig oder so viel,
als man für einen Dreier geben will,
die er sodann nach seiner Art
ruhig im Ärmel aufbewahrt.

Nun ging's zum andern Tor hinaus,
durch Wies und Felder ohne Haus,
auch war der Weg von Bäumen bloß;
die Sonne schien, die Hitz war groß,
so daß man viel an solcher Stätt
für einen Trunk Wasser gegeben hätt.
Der Herr geht immer voraus vor allen,
läßt unversehens eine Kirsche fallen.
Sankt Peter war gleich dahinter her,
als wenn es ein goldener Apfel wär;
das Beerlein schmeckte seinem Gaum.
Der Herr nach einem kleinen Raum
ein ander Kirschlein zur Erde schickt,
wornach Sankt Peter schnell sich bückt.
So läßt der Herr ihn seinen Rücken
gar vielmal nach den Kirschen bücken.

Das dauert eine ganze Zeit.
Dann sprach der Herr mit Heiterkeit:
„Tätst du zur rechten Zeit dich regen,
hättst du's bequemer haben mögen.
Wer geringe Ding wenig acht,
Sich um geringere Mühe macht."

Johanna Sebus

Zum Andenken der siebzehnjährigen Schönen, Guten aus dem Dorfe Brienen, die am 13. Januar 1809, bei dem Eisgange des Rheins und dem großen Bruche des Dammes von Cleverham, Hilfe reichend unterging.

Der Damm zerreißt, das Feld erbraust,
die Fluten spülen, die Fläche saust.
„Ich trage dich, Mutter, durch die Flut,
noch reicht sie nicht hoch, ich wate gut." —
„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir sind,
die Hausgenossin, drei arme Kind!
Die schwache Frau! . . . Du gehst davon!" —
Sie trägt die Mutter durchs Wasser schon.
„Zum Bühle da rettet euch! harret derweil;
gleich kehr' ich zurück, uns allen ist Heil.
Zum Bühl' ist's noch trocken und wenige Schritt;
doch nehmt auch mir meine Ziege mit!"

Der Damm zerschmilzt, das Feld erbraust,
die Fluten wühlen, die Fläche saust.
Sie setzt die Mutter auf sichres Land,
schön Suschen, gleich wieder zur Flut gewandt.
„Wohin? Wohin? Die Breite schwoll,
des Wassers ist hüben und drüben voll.
Verwegen ins Tiefe willst du hinein!" —
„Sie sollen und müssen gerettet sein!"

Der Damm verschwindet, die Welle braust,
eine Meereswoge, sie schwankt und saust.
Schön Suschen schreitet gewohnten Steg,
umströmt auch gleitet sie nicht vom Weg,
erreicht den Bühl und die Nachbarin —
Doch der und den Kindern kein Gewinn!

Der Damm verſchwand, ein Meer erbrauſt's,
den kleinen Hügel im Kreis umſauſt's.
Da gähnet und wirbelt der ſchäumende Schlund
und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund;
das Horn der Ziege faßt das Ein',
ſo ſollten ſie alle verloren ſein!
Schön Suschen ſteht noch, ſtrack und gut:
Wer rettet das junge, das edelſte Blut!
Schön Suschen ſteht noch wie ein Stern;
doch alle Werber ſind alle fern.
Rings um ſie her iſt Waſſerbahn,
kein Schifflein ſchwimmt zu ihr heran.
Noch einmal blickt ſie zum Himmel hinauf,
da nehmen die ſchmeichelnden Fluten ſie auf.

Kein Damm, kein Feld! Nur hier und dort
bezeichnet ein Baum, ein Turm den Ort.
Bedeckt iſt alles mit Waſſerſchwall,
doch Suschens Bild ſchwebt überall. –
Das Waſſer ſinkt, das Land erſcheint,
und überall wird ſchön Suschen beweint –
Und dem ſei, wer's nicht ſingt und ſagt,
im Leben und Tod nicht nachgefragt!

Mahomets Gesang

Seht den Felsenquell
freudehell,
wie ein Sternenblick!

Über Wolken
nährten seine Jugend
gute Geister
zwischen Klippen im Gebüsch.

Jünglingfrisch
tanzt er aus der Wolke
auf die Marmorfelsen nieder,
jauchzet wieder
nach dem Himmel.

Durch die Gipfelgänge
jagt er bunten Kieseln nach,
und mit frühem Führertritt
reißt er seine Bruderquellen
mit sich fort.

Drunten werden in dem Tal
unter seinem Fußtritt Blumen,
und die Wiese
lebt von seinem Hauch.

Doch ihn hält kein Schattental
keine Blumen,
die ihm seine Knie umschlingen,

ihm mit Liebesaugen schmeicheln:
Nach der Ebne dringt sein Lauf
schlangenwandelnd.

Kommt ihr alle! —
Und nun schwillt er
herrlicher, ein ganz Geschlechte
trägt den Fürsten hoch empor!
Und im rollenden Triumphe
gibt er Ländern Namen, Städte
werden unter seinem Fuß.

Bäche schmiegen
sich gesellig an. Nun tritt er
in die Ebne silberprangend,
und die Ebne prangt mit ihm,
und die Flüsse von der Ebne
und die Bäche von den Bergen
jauchzen ihm und rufen: Bruder!

Bruder nimm die Brüder mit,
mit zu deinem alten Vater,
zu dem ew'gen Ozean,
der mit ausgespannten Armen
unser wartet,
die sich, ach! vergebens öffnen,
seine Sehnenden zu fassen.
Denn uns frißt in öder Wüste
gier'ger Sand, die Sonne droben
saugt an unserm Blut, ein Hügel
hemmet uns zum Teiche! Bruder,
nimm die Brüder von der Ebne,
nimm die Brüder von den Bergen
mit, zu deinem Vater mit!
Unaufhaltsam rauscht er weiter,
läßt der Türme Flammengipfel,
Marmorhäuser, eine Schöpfung
seiner Fülle, hinter sich.

Zedernhäuser trägt der Atlas
auf den Riesenschultern; sausend
wehen über seinen Haupte
tausend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen seiner Herrlichkeit.
Und so trägt er seine Brüder,
seine Schätze, seine Kinder
dem erwartenden Erzeuger
freudebrausend an das Herz.

Gesang der Geister über den Wassern

Des Menschen Seele
gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
zum Himmel steigt es,
und wieder nieder
zur Erde muß es,
ewig wechselnd.

Strömt von der hohen,
steilen Felswand
der reine Strahl,
dann stäubt er lieblich
in Wolkenwellen
zum glatten Fels,
und leicht empfangen
wallt er verschleiernd,
leisrauschend
zur Tiefe nieder.

Ragen Klippen
dem Sturz entgegen,
schäumt er unmutig
stufenweise
zum Abgrund.

Im flachen Bette
schleicht er das Wiesental hin,
und in dem glatten See
weiden ihr Antlitz
alle Gestirne.

Wind ist der Welle
lieblicher Buhler;
Wind mischt vom Grund aus
schäumende Wogen.

Seele des Menschen
wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
wie gleichst du dem Wind!

Das Göttliche

Edel sei der Mensch,
hilfreich und gut!
Denn das allein
unterscheidet ihn
von allen Wesen,
die wir kennen.

Heil den unbekannten
höhern Wesen,
die wir ahnen!
Ihnen gleiche der Mensch;
sein Beispiel lehr' uns
jene glauben.

Denn unfühlend
ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
über Bös' und Gute,
und dem Verbrecher
glänzen wie dem Besten
der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
rauschen ihren Weg
und ergreifen
vorübereilend
einen um den andern.

Auch so das Glück
tappt unter die Menge,
faßt bald des Knaben
lockige Unschuld,
bald auch den kahlen,
schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, ehrnen,
großen Gesetzen
müssen wir alle
unseres Daseins
Kreise vollenden.

Nur allein der Mensch
vermag das Unmögliche:
Er unterscheidet,
wählet und richtet;
er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
den Guten lohnen
den Bösen strafen,
heilen und retten,
alles Irrende, Schweifende
nützlich verbinden.

Und wir verehren
die Unsterblichen,
als wären sie Menschen,
täten im großen,
was der Beste im kleinen
tut oder möchte.

Der edle Mensch
sei hilfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
das Nützliche, Rechte,
sei uns ein Vorbild
jener geahneten Wesen!

Meine Göttin

Welcher Unsterblichen
soll der höchste Preis sein?
Mit niemand streit ich,
aber ich geb ihn
der ewig beweglichen,
immer neuen,
seltsamen Tochter Jovis,
seinem Schoßkinde,
der Phantasie.

Denn ihr hat er
alle Launen,
die er sonst nur allein
sich vorbehält,
zugestanden,
und hat seine Freude
an der Törin.

Sie mag rosenbekränzt
mit dem Lilienstengel
Blumentäler betreten,
Sommervögeln gebieten,
und leichtnährenden Tau
mit Bienenlippen
von Blüten saugen;

Oder sie mag
mit fliegendem Haar
und düsterm Blicke
im Winde sausen
um Felsenwände,
und tausendfarbig,
wie Morgen und Abend,
immer wechselnd,
wie Mondesblicke,
dem Sterblichen scheinen.

Laßt uns alle
den Vater preisen,
den alten, hohen,
der solch eine schöne
unverwelkliche Gattin
dem sterblichen Menschen
gesellen mögen!

Denn uns allein
hat er sie verbunden
mit Himmelsband.

Und ihr geboten,
in Freud und Elend,
als treue Gattin
nicht zu entweichen.

Alle die andern
armen Geschlechter
der kinderreichen
lebendigen Erde
wandeln und weiden
im dunkeln Genuß
und trüben Schmerzen
des augenblicklichen
beschränkten Lebens,

gebeugt vom Joche
der Notdurft.

Uns aber hat er
seine gewandteste
verzärtelte Tochter,
freut euch! gegönnt.
Begegnet ihr lieblich,
wie einer Geliebten!
Laßt ihr die Würde
der Frauen im Haus;

Und daß die alte
Schwiegermutter Weisheit
das zarte Seelchen
ja nicht beleidge!

Doch kenn ich ihre Schwester,
die ältere, gesetztere,
meine stille Freundin:
O, daß die erst
mit dem Lichte des Lebens
sich von mir wende,
die edle Treiberin,
Trösterin, Hoffnung!

LIBRARY
JAN
9
1914

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 05 05 15 012 0